GEO POLITIK

US DEM INHALT DES HEFTES:

Nachdruck Heft 1, Jahrgang 1

URT VOWINCKEL VERLAG



FRITZ HESSE:
DAS GESETZ DER WACHSENDEN RÄUME

Das Werden und Vergehen der Geschichte zeigt bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen eine gleiche Erscheinung: Das Wachstum der Menschen an Zahl und damit zugleich der Größe der von ihnen beherrschten Räume. Zwar können wir es nicht statistisch belegen, aber alle Erfahrung spricht für die Annahme, daß die uns bekannte Periode der Erdgeschichte die menschliche Vermehrung äußerst begünstigt; sie erscheint geradezu als die der Vorherrschaft des Menschengeschlechtes. Als ein die Erde bewohnendes Wesen unterliegt also der Mensch den allgemeinen Gesetzen der Lebensform; er muß durch Vermehrung und Ausbreitung seinen natürlichen Lebensraum erfüllen, bis vielleicht in einer unendlich fernen Zeit die Erde anderen Wesen bessere Eignung bietet. Diese Raumbewältigung und -erfüllung, die von kleinen Gebieten zu großen aufsteigt und dabei von der steigenden Bevölkerungsziffer und der geschichtlichen Bewegung bestimmt wird, ist nichts anderes als das bekannte, nicht gerade klar ausgedrückte Wort: Von dem Gesetz der wachsenden Räume.

Ratzel, der diesem Gedanken als erster Form gab, war sich bewußt, daß er damit eines der Kernprobleme der Beziehung des Menschen zum Raume berührte. Trotzdem hat er ihn niemals in seiner ganzen Konsequenz und Größe zusammenfassend behandelt, so daß wir seine Ansichten hierüber an vielen zerstreuten Stellen suchen müssen. Die vielseitige Anwendung dieser Anschauung und die mannigfachen Deutungen, die er dem Gesetze gab, sind weder frei von Widersprüchen, noch präzis in ihrem Inhalt. — Jede Lebensform soll entstehen, wachsen und wieder vergehen. — Die Geschichte ist die ständige Vergrößerung des Wohngebietes und die damit als Folge verbundene stetig wachsende Größe des Wirkungsgebietes. — Das Sich-Vergrößern und Verkleinern der Staaten ist stets nur ein Mittel zum Ziel: der Erweiterung menschlicher Raumvorstellung, dem immer erneuten Jungwerden expansiver Kräfte in fremden Räumen. — Das Aufsteigen der Meeresmächte und Amerikas zu Weltmächten, die Einbeziehung des ganzen Erdballes in eine einzige Einheit und damit zugleich das ständige Wachstum der einzelnen Staaten durch An- und Abgleichung — das alles war ihm dies Gesetz. So konnte es zuletzt fast nur als eine Abwandlung des alten Ritterschen Gedankens erscheinen, welcher glaubte, daß der Mensch eines Tages Herr der gesamten Natur sein werde.

Ratzel selbst war kein Anhänger der Fortschrittstheorie und hat sie wiederholt abgelehnt. Das Unterscheidende, welches seine Auffassung von den anderen trennt, hat er jedoch nicht auseinandergesetzt. So blieb nach seinem Tode der Ausbau des Gedankens ruhen, bis Kjellén in der jüngsten Gegenwart die Bedeutung des räumlichen und erdgebundenen Momentes in der Geschichte von neuem hervorhob und damit auch der Geographie neue Anregungen gab. Er starb, ohne auch seinerseits

zu einer endgültigen Auseinandersetzung mit diesem Probleme des deutschen Geographen gekommen zu sein, sodaß bis zum heutigen Tage kein wissenschaftlicher Ausbau des Gesetzes erfolgt ist.

Kjelléns Lehre ermöglicht es aber, den Gedanken fortzuspinnen und neu zu beleuchten. Er stellte dem menschlichen Willen die ewigen Werte der Erde gegenüber und erst aus dem Zusammenwirken beider Kräfte ergab sich ihm das Wechselspiel der politischen Geschichte. Das schuf den enzyklopädischen Rahmen, innerhalb dessen allein die Bewertung der Frage richtig erfolgen kann. Den bis zu einem gewissen Grade freien Willen des Menschen, dessen geistige und gesellschaftliche Gestalt sonst allein den Inhalt der Geschichte bilden, ergänzte er durch Hinzufügen des räumlichen Elements und stellte damit alles auf den Boden der Erde. Diese geopolitische Anschauung bedingt eine Änderung der bisherigen Fragestellung: Wirkten bisher menschliche Willenskräfte allein im Raum, so erscheint dieser nunmehr als ein selbständiges, von diesem unabhängiges Moment. Ja, als Kraftbildner vermag er darüber hinaus vorbestimmend menschliches Schicksal zu gestalten. Geopolitik bedeutet somit die Untersuchung der Beziehungen zwischen der politischen Kraft und dem Raum.

Für unser Gesetz fragen wir also nicht mehr nach der Art des Vorganges als dem wesentlichen Element, sondern nach der dynamischen Wirkung der Räume aufeinander: Das Wann des Wachstums ist ein zeitlicher Zufall; das Wo und das Wie, d. h. die Bedingungen, unter denen es erfolgt, sind das Entscheidende. Der Gedanke führt in seiner Folge zu einer vergleichenden Betrachtung des Eigenwertes der verschiedenen Räume und der Vorbestimmung, die sie der geschichtlichen Bewegung aufzwingen.

Hier wird eines klar: Die Erdoberfläche ist an sich keine Einheit, kein sich überall gleiches, zu einem Ganzen zusammengeschmolzenes Kraftfeld. Die Gliederung in Meere und Festländer, in klimatische Zonen, in Dauerwüsten und bewohnbare Gegenden, ergibt eine solche Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen, daß Geopolitik geradezu zur Lehre von der Verschiedenartigkeit der Raumwirkung wird. Wenn wir also innerhalb des Ganzen von kleineren Einheiten von Lebensräumen sprechen, so kann es nur vom Gesichtspunkte der gestaltenden Kraft aus geschehen. Gewiß ist eine verhältnismäßige Einheitlichkeit durch das Vorkommen gleichförmiger Bedingungen gegeben, und die natürliche Grenze wird eben durch das Aufhören dieses Vorkommens geschaffen. Das alles bedeutet aber immer erst eine Eignung des Raumes für die zusammenfassende Kraft des menschlichen Willens.

Je einfacher und jünger das räumliche Zusammensein des Menschen mit seiner Lebensbedingung ist, um so unbestimmter und kraftloser pflegt es zu sein. Je weiter jedoch die Entwicklung fortschreitet und je länger der Mensch in einem bestimmten Raume wohnt, um so intensiver entwickelt sich das gegenseitige

Verhältnis: Der Mensch verwurzelt. Durch diese Verwurzelung erhält er die Kraft, seiner Heimat Herr zu werden und aus ihr eine neue Ungebundenheit zu gewinnen. Endlich vermag er in Fremdräume einzudringen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Hier erreicht er das höchste und größte Maß von Raumbewältigung und zugleich das äußerste von Beweglichkeit, das als möglich erscheint.

Da dieser Prozeß der Wandlung des Verhältnisses zum Raum, der von der Verwurzelung zur Beweglichkeit führt, nicht allein im räumlichen Nebeneinander, sondern auch im zeitlichen Nacheinander erfolgt, ergeben sich Verschiedenheiten der erdgebundenen Formen zueinander. Je nachdem eine Bewegung in menschenleere, in durch Verwurzelung erfüllte oder durch Bewegung belebte Räume hineinstößt, wird das Ergebnis des Zusammenwirkens der Kräfte verschieden sein: Bewegliches wird der sich ausbreitende Wille des Menschen zum Ausweichen oder Wandern zwingen, Verwurzeltes wird ihm Halt oder Widerstand sein.

Bewegliches hängt wenig von dem Raume seiner Entstehung ab. Es bestehen für den Menschen nur Unterschiede in der Technik der Raumüberwindung, keine absoluten, außer denen von Meer, Land und Luft. Diese erzwingen demnach Verschiedenheiten des Bewegungsmittels, verschiedenartigen Verkehr, der Gesamtbewegung jedoch wird, nachdem auch die weitesten Entfernungen durch die Technik überwunden werden, heute nur mehr ein einziger Raum verbleiben: Die Gesamtheit der verkehrsfähigen Erde.

Dagegen bedeutet Verwurzelung Raumbestimmtheit im stärksten Maße. Nomadisierendes Leben, Ackerbau, Industrialisierung sind nicht nur Unterschiede technischer und kultureller Entwicklung, sondern absolute des Verhältnisses zum Raum: Menschlicher Wille unterliegt, paßt sich an, zerstört die umgebende Landschaft. So verschiedene Raumbestimmungen müssen sich mithin verschieden zueinander verhalten. Es kommt hinzu, daß das Element der Entfernung, das durch Bewegliches überwunden wird, sich hier dynamisch auswirken kann. Im Verlaufe geschichtlicher Entwickelung führt somit räumliches Getrenntsein des Verwurzelungsvorganges zur Sonderentwicklung der Kräfte, im Gegensatz zur vereinheitlichenden Wirkung des raumüberwindenden Verkehrs.

Die geographischen Voraussetzungen für Verwurzelung und Bewegung sind verschieden. Die Verwurzelung verlangt Wohngebiete, die Bewegung nur Aufenthaltsräume. Jene sind begrenzt: Die Zerschneidung der festen Erdrinde durch Meere, Gebirge und Wüsten teilt das Gesamtgebiet in kleinere Räume. So kann Verwurzelung immer nur zur Erfüllung der durch die Natur gegebenen Teilgebiete aufwachsen, nie aber den gesamten Erdball gleichmäßig erfüllen, den der Verkehr völlig zu umspannen vermag. Für die Kraft, die aus der Verwurzelung geschöpft wird, liegen die Grenzen mithin in den einzelnen Erdteilen.

Alle im Raume wirkende Kraft ist politisch. Die Grundformen menschlicher Raumbeziehung müssen sich also in der Politik verschieden ausprägen. Die staatenbildende Kraft, welche aus der Verwurzelung geschöpft wird, ist größer und beständiger als die von der Bewegung getragene. Ihre natürliche Basis sind Volkszahl und Wirtschaftsmengenüberschuß, die des Verkehrs ist willensmäßig, zwischen Menschen vermittelnd. Verwurzelung ist produktiv, im Gegensatz zur Bewegung, die im Fremdraume nur auf Kosten anderer leben kann. Auch die Formen des Wachstums sind verschieden. Verwurzelte Körper wachsen langsam organisch zusammen, ihre Kraft ist im Innern stets größer als nach außen, ihre Tendenz ist kulturell. Sich bewegende Gemeinschaftsformen vermögen sprunghaft zu wachsen und wieder zu zerfallen; ihnen eignet in allem der konstruktive und unifizierende Geist der Bewegung; solche Gebilde wirken zivilisatorisch: Sie verbreiten vor allem technische Kenntnisse und Errungenschaften. Aber ihre Wirkung ist vorübergehend. Dauerwirkungen, die die Jahrtausende überleben, gehen nur von der Verwurzelung aus.

Auch geschichtlich läßt sich das Wechselspiel des Werdens und Zerfallens der Weltreiche unter diesem Gesichtspunkte erfassen. Die Weltgeschichte erhält durch diese geopolitische Betrachtungsweise einen neuen Sinn: An die Stelle geschichtlicher Staaten von kleinräumigem Verwurzelungsgebiet mit großer Bewegungsweite müssen allmählich mit der fortschreitenden Besiedelung der Erde solche mit größter Verwurzelungsbreite, aber geringerer Bewegungsweite treten. Das Gesetz der wachsenden Räume führt mithin in langer Entwickelung naturgemäß erfüllte Räume zu höchster Geltung, während die Weltreiche, die den Raum durch Bewegung bezwingen, nur als vorübergehende Erscheinungen zu gelten haben. Hier tritt der unerbittliche Zwang der Geschichte zu Tage. Jede politische Macht, welche die natürlichen Vorbedingungen der Dauer übersieht, kann zwar die eigene Lebensform in fremde Landschaften hineintragen, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich für sie eigne — im Kampfe mit fremden Lebensbedingungen jedoch muß die heimatliche Form untergehen oder sich zu einer anderen wandeln, die der fremden Landschaft angepaßt ist. Diese wiederum gibt dem Fremdraum die Möglichkeit, sich zu behaupten, und der letzte Vorgang ist der Aufstieg der verwurzelten Tochtervölker zur Selbstbestimmung und der Zerfall des alten Reiches. Alle Geschichte der auf Macht und Willen gegründeten Staaten führt so über das Wechselspiel von Erfolgen und Mißerfolgen, über die stetig fortschreitende Erfüllung der Wohngebiete zur Teilung der Welt in die natürlichen Erdteilstaaten der Gegenwart, unter allmählichem Zusammenschluß der Einzelstaaten zu den Weltstaatenverbänden der Zukunft.

ERICH OBST: DIE GEOPOLITISCHEN LEITLINIEN DES EUROPÄISCHEN RUSSLAND

„Wo nicht natürliche oder wirtschaftliche Gründe dem Wachstum entgegenstehen, ist ein geräumiges, dünn bewohntes Land ein Großstaat der Zukunft, und das erst zu erwartende Wachstum wirft seine Schatten höchst wirksam voraus.“ (Friedrich Ratzel, Politische Geographie, 1923, S. 311.)

Das nordöstliche Karpathenvorland zwischen Dnjepr und Weichsel darf als das Ausgangsgebiet der großen Slawenwanderungen im 6. und 7. Jahrhundert gelten Von hier aus erreichten die Westslawen (Wenden, Polen, Tschechen, Slowaken) Oder und Elbe, die Südslawen (Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen) stießen zur Balkanhalbinsel vor, die Ostslawen endlich breiteten sich unter geringem Widerstand der finnischen Urbewohner in dem großen Tiefland am Dnjepr aus. Der neue Lebensraum der Ostslawen war völlig eingebettet in die unermeßlich weiten, unwegsamen Wald- und Sumpfeinöden Osteuropas. Wenn hier trotzdem in den vielen kleinen Stämmen der Ostslawen frühzeitig ein Gemeinschaftsbewußtsein dämmerte, so war es den Flüssen zu danken, die in Gestalt einer großen Längsfurche den gesamten Lebensraum durchziehen: der Dnjepr und jenseits der niedrigen Wasserscheide Lowat, Ilmen-See, Wolchow, Ladoga-See, Newa. Dichter Wald rechts und links bannte die Menschheit an diese geopolitische Leitlinie des vorläufig noch staatenlosen Urrußland. Nur da, wo von dem zentralen Wasserscheide-Isthmus Smolensk-Witebsk die obere Düna nach NW, die Oka nach O ziehen, bot sich die Möglichkeit, die Siedelungen auch seitlich ein wenig vorzutreiben (Karte I). Spärlicher Ackerbau, daneben vor allem Waldbienenzucht und Jagd auf Pelztiere ernährten die slawischen Kolonisten in diesem stillen, menschenarmen Waldland von der Gegend des heutigen Kiew bis hinauf zum Ladoga-See.

Die langgestreckte Flußoase, als die wir den urrussischen Lebensraum im wesentlichen begreifen können, trug im Grunde durchaus binnenländischen Charakter. Gewiß öffnete sich ein Fenster dieses düster-einförmigen Hauses nach NW zur Rigaischen Bucht, aber ein nennenswerter Handelsverkehr vermochte sich einstweilen in dieser Richtung nicht zu entwickeln. Die untere Düna sperrten die volksreichen Letten und Liven, und im übrigen waren die Lebensbedingungen längs des ganzen Flusses viel zu gleichartig, um zu einem Warenaustausch anzuregen. Es kam hinzu, daß die von den Inseln Ösel und Dagö abgeriegelte Bucht damals noch geringe verkehrsgeographische Bedeutung besaß. Das andere Fenster wies von dem Raume Smolensk-Witebsk nach ONO, d. h. tief in die kontinentale Waldwildnis des oberen Wolgasystems hinein. Vereinzelt sind Kolonisten wohl auch hier vorgedrungen, aber es handelte sich fast ausnahmslos um Siedler, die in der Kernlandschaft Dnjepr-Wolchow kein ihnen zusagendes Gelände fanden. Anders

lagen die Dinge im N und S. Hier, und nur hier, gab es Pforten, die ins Freie hinausführten: Ladoga-See—Newa—Finnischer Meerbusen und unterer Dnjepr—Schwarzes Meer. Indes die geopolitische Situation war auch an diesen beiden Stellen für die Slawen nicht sonderlich günstig. Droben im N das rauhe Klima, die lange Frostdauer, die weite Fläche des Baltischen Meeres, die trotz ihres Inselreichtums den slawischen Flußschiffern große Schwierigkeiten bereitete, und schließlich die Nachbarschaft der in jeder Weise überlegenen Skandinavier. Im S aber gleich in der Umgebung von Kiew die weite, schutzlose Steppe, seit Urzeiten immerfort durchschwärmt von räuberischen asiatischen Horden, dann die Wasserfälle des unteren Dnjepr und endlich das sturmgepeitschte Schwarze Meer. Aus alledem begreifen wir, daß der urrussische Lebensraum seine Menschheit in hohem Grade gefesselt hielt und den Dnjepr-Wolchow-Slawen den Stempel eines ausgesprochen kontinentalen Volkstums aufdrückte. Allerdings lernte man, die Boote an den flachen und meist engen Wasserscheidestellen auf Räder zu setzen und sie so aus dem einen Flußgebiet ins andere zu schaffen, man erfaßte voll und ganz die Wesenheit dieses Lebensraumes und paßte sich in ausgezeichneter Weise den beiden Hauptfaktoren, Wald und Fluß, an, aber man blieb eben in diesem Maße binnenländisch eingestellt. Eine Änderung war nur möglich im Verlauf der geschichtlichen Dynamik.

Seit dem 8. und 9. Jahrhundert hatte Skandinavien einen machtvollen Aufschwung genommen. Die Drachenschiffe der Wikinger durchfurchten Nordsee und nördlichen Atlantik, und normannische Scharen waren es, die auch im Gebiete der Dnjepr-Wolchow-Slawen eine neue Bewegung erzeugten. Wir wissen nicht mit Sicherheit zu sagen, ob diese Waräger aus eigenem Drang in den Finnischen Meerbusen einliefen oder ob die ewig unter sich uneinigen Slawen sie gerufen haben. Kurz, um das Jahr 862 hielten die sich selbst „Rus“ nennenden Nordgermanen ihren Einzug in das Gebiet von Nowgorod am Ilmen-See und rissen bis 880 die Macht auch im Dnjeprlande an sich. Ein wirkliches Staatswesen war damit im Dnjepr-Wolchow-Raum entstanden. Nowgorod im Norden, Kiew im Süden sicherten den Verkehr innerhalb des langgestreckten Staatsgebietes. Die „Rus“ aber schweißten nicht nur die vielen kleinen Slawenstämme nebst den finnischen Ureinwohnern äußerlich zu einer politischen Einheit zusammen, sondern trugen zugleich einen neuen Geist in ihren Kolonialstaat hinein. Als kühne, unternehmungslustige Krieger und Kaufleute waren sie ins Land gekommen, als weitschauende, Land und Meer in einem Blick umfassende verwegene Gesellen. Ihr jugendlicher Schwung riß unwillkürlich die schwerfälligeren Slawen mit fort; Handel und Wandel erhielten einen neuen Antrieb. Droben im NW winkte Gotland, drunten im S das alles überstrahlende Byzanz. Unschwer ließ sich das neue Staatswesen in den großen Verkehrsring der alten Welt eingliedern: Byzanz — Schwarzes Meer — Dnjepr — Lowat — Wolchow — Finnischer Busen — Gotland — Ostsee — Nordsee —West-

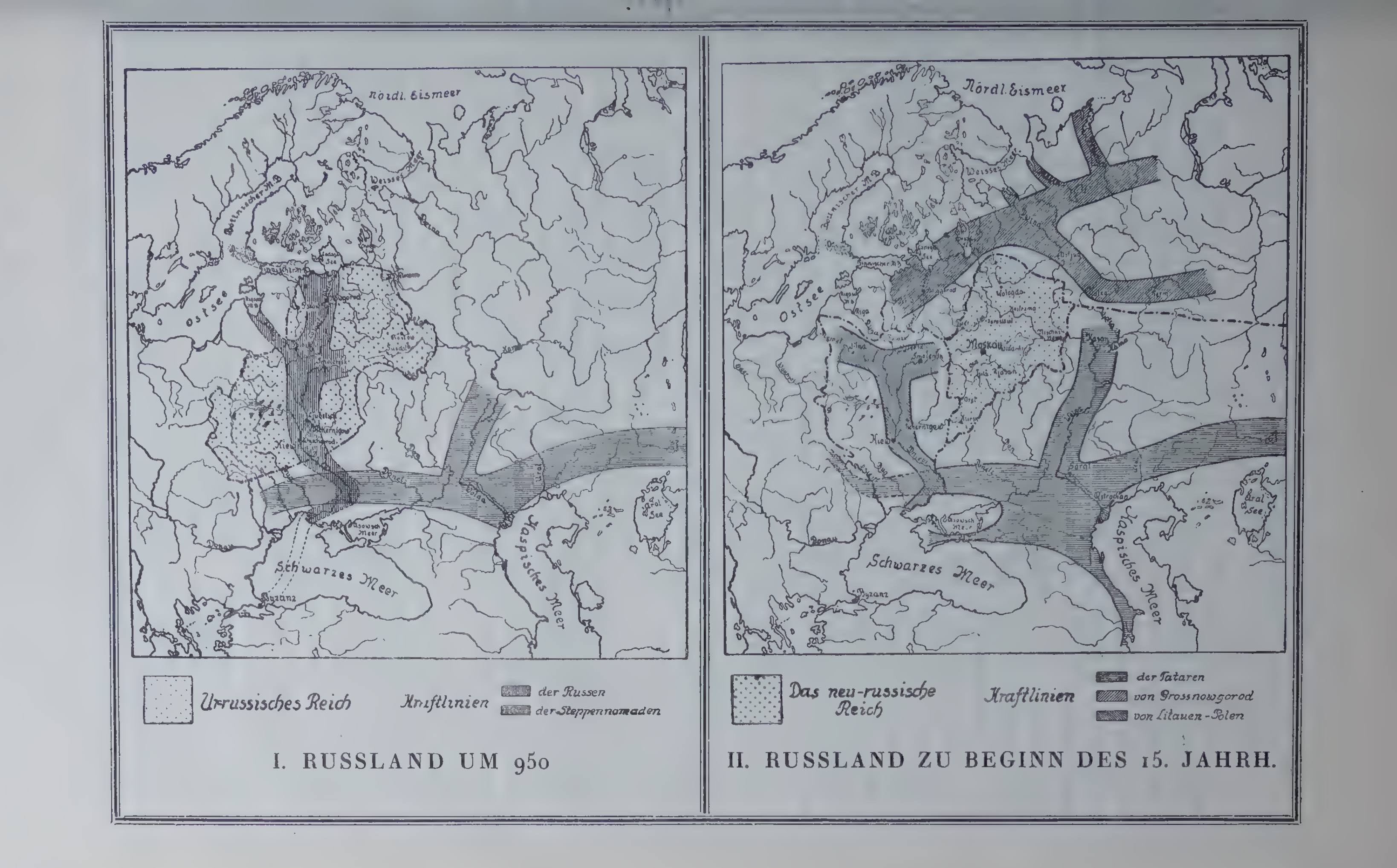
und Südeuropa — Mittelmeer — Byzanz. Auch die Dünastraße gewann nun bald einige Bedeutung, und selbst nach SO zur Wolga richteten sich jetzt die Blicke in steigendem Maße. Ganz vereinzelt waren wohl auch früher schon slawische Händler hier erschienen, sollen doch um die Mitte des 9. Jahrhunderts slawische Kaufleute sogar bis Bagdad vorgedrungen sein. Jetzt aber zog man gar häufig ins Land der Bolgaren am Wolgaknie oder zu den Chasaren im Wolga-Don-Gebiet und tauschte Honig, Wachs, Pelzwerk und Sklaven gegen Perlen, Seidenstoffe, Gold- und Silbermünzen, Waffen, Salz usw. ein. Ganz besondere Anziehungskraft aber übte selbstverständlich der S aus, die griechischen Kolonien an der Dnjepr-Mündung und das altehrwürdige, mächtige Byzanz selbst. Oleg, der Reichsgründer († 946), unternahm mehrere Züge nach der Weltzentrale am Goldenen Horn, und auch die Regentin Olga leitete der Dnjepr wiederholt hinunter zum Schwarzen Meer. Die stärkste Befruchtung erfuhr durch diesen Verkehr mit Byzanz naturgemäß Kiew, das bald zu einem großen Handelsplatz aufblühte und die Hauptstadt des russischen Reiches wurde; aber auch die übrigen Siedlungen weiteten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt: Tschernigow, Smolensk, Polozk und, als Zentrale für den nordischen Verkehr, das große Nowgorod und sein jüngerer Bruder Pskow (Karte I).

Wenn so der germanische Norden das slawische Volkstum im Dnjepr-Wolchow-Raum tiefgreifend beeinflußte, ihm den Staatsbau bescherte, Handel, Verkehr und Städtewesen außerordentlich förderte, so war das byzantinische Südende der großen Naturbahn in anderer Beziehung von grundlegender Wichtigkeit für den jungen russischen Staat: von hier her empfing der russische Mensch sein Christentum. Schon die Großfürstin Olga war auf einer ihrer Reisen gen Süden im Jahre 953 für die orthodoxe Kirche gewonnen worden, und Wladimir trat schließlich 988/89 mit seinem ganzen Volke zur orthodoxen christlichen Lehre über. Geopolitisch überaus interessant ist der vorausgehende Kampf zwischen den Sendboten des römischen Papstes, den Abgesandten der mohammedanischen Wolga-Bolgaren und den Vertretern der zum Judentum übergegangenen Chasaren mit den Aposteln des orthodoxen Christentums. Nicht zum wenigsten dank der geographischen Lage blieb Byzanz Sieger, und was der Einzug des orthodoxen Christentums für die russische Menschheit bedeutet, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Nötzel hat in seinen „Grundlagen des geistigen Rußland" (2. Auflage 1923) diesen Punkt mit Recht in den Vordergrund geschoben, Klutschewskij und Stählin haben in ihrer russischen Geschichte gleichfalls die hohe Bedeutung dieses Ereignisses geschildert. Wir fassen uns hier kurz und legen den Hauptton auf die allgemein kulturellen Folgen: keine tief schürfende Philosophie, keine allgemeine Schulbildung, keine Teilnahme an den Kreuzzügen, keine Renaissance, keine Reformation, statt dessen im wesentlichen grob veräußerlichter Ritus, erstarrte Überlieferung, naives, häufig genug fatalistisches Gottvertrauen, durchsetzt mit mancherlei Aberglauben,

und eine der weltlichen Macht stets gefügige Kirche. Wir verkennen keineswegs die zweifellos auch vorhandenen Lichtseiten des orthodoxen Christentums, aber es bleibt in jedem Falle doch eine geopolitische Tragik Rußlands, daß es sich mit der Annahme der byzantinischen Glaubenslehre in einen Gegensatz zu Mittel- und Westeuropa setzte und seinem Kulturschicksal den Weg der Isoliertheit wies. Die Waräger hatten vom N her jugendliche Kraft und Bewegung gebracht; das Eindringen des alternden Byzanz bedeutete Erstarrung, zähes, lähmendes Festhalten und Sichbegnügen an bloßer Tradition.

Das Unglück wollte es, daß in diesem raumgebundenen Widerstreit der Kräfte der nordische Einfluß stetig nachließ, die Macht der orthodoxen Kirche dagegen dauernd wuchs. Im Verhältnis zu den Slawen war die Zahl der Waräger wohl von jeher gering gewesen, nach der politischen Erstarkung des Dnjepr-Wolchow-Staates wehrte man weiteren Zuzug ab, und langsam, langsam gingen die Nordgermanen in dem slawischen Volkstum auf. Schon Olgas Sohn hatte den Namen Swjatoslaw erhalten und mit Wladimir und Jaroslaw verblaßten die Erinnerungen an den nordischen Ursprung der Dynastie mehr und mehr. In der gleichen Zeit faßte die orthodoxe Kirche im ganzen Lande fest Wurzel und wurde im Geiste byzantinischer Auffassung ein treuer Diener der Großfürsten von Kiew. Die Bedeutung der Druschina (Ältestenrat) sank, die orientalische Form des allmächtigen und unumschränkten Herrschers prägte sich deutlicher und immer deutlicher aus, und über wahre Ströme von Blut führte der Weg zum Thron.

Die in der Folgezeit bedenklich sich mehrenden Thronstreitigkeiten, der Zerfall schließlich in eine Unzahl von Teilfürstentümern war gerade jetzt überaus gefahrbringend, denn die Steppe im S belebte sich mit immer neuen Scharen asiatischer Nomaden. Durch das Völkertor der Kaspischen Senke, durch das einst die Chasaren und Petschenegen hindurchgebraust waren, fluteten zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Reiterhorden der Polowzer und bedrängten naturgemäß in erster Linie das hart am Rande der Steppe gelegene Kiew. Der Handelsweg nach Byzanz wurde immer unsicherer, aber die Fürsten vermochten sich zu einer gemeinsamen Abwehr nicht zusammenzufinden. Immer näher rückten unterdessen die räuberischen Nomaden. 1169 ist Tschernigow und Umgebung nur mehr ein einziges riesiges Trümmerfeld, und das große Kiew selbst muß sich in den folgenden Jahrzehnten mehrfache Plünderungen gefallen lassen. Man begreift es, daß die südrussischen Städte schließlich erklärten, wenn nicht endlich Einhalt geboten, würden sie die Siedlungen in Brand stecken und zu den Griechen auswandern! Dem fern im N, im Schutze des Waldes gelegenen Nowgorod mochten Wald und Fluß auch fürderhin als die Grundlagen staatlicher Entwicklung erscheinen; der Südteil des russischen Reiches aber spürte, daß sein Lebensschicksal eingeschlossen lag in dieser Dreiheit: Wald, Fluß und Steppe.



I. RUSSLAND UM 950

II. RUSSLAND ZU BEGINN DES 15. JAHRH.

Die Steppe wurde das Verhängnis für den Kiewer Staat. Aus der fernen Mongolei stürmten zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Reitermassen Tschingis Khans heran. Mit unwiderstehlicher Gewalt bahnten sie sich ihren Weg schließlich durch Georgien und Daghestan, erreichten um 1223/24 die Wolgamündung und sammelten sich im Wolga-Don-Gebiet. Die Polowzer ahnten, daß jetzt ihre Stunde geschlagen und ihnen dasselbe Schicksal bevorstand, das sie selbst einst den Chasaren und Petschenegen bereitet hatten. Hilfesuchend wandten sie sich an die Russen, und Kiew verstand nur zu gut, wie sehr seine Zukunft von dem Entscheidungskampf in der Steppe abhing. Mit vereinten Kräften rückte man gegen die neuen Eindringlinge vor. An der Kalka, am Nordufer des Schwarzen Meeres, tobte 1224 die Schlacht; sie endete mit einer furchtbaren Niederlage der Russen. Asiatische Sorgen hielten die Tataren zunächst davon ab, den Sieg über Kiew zu nutzen. Als sie 1236 von neuem mit großen Reiterscharen erschienen, lockte sie vorerst die große Steppenstraße der Wolga; in wenigen Wochen lag hier alles in Schutt und Asche, das Reich der Wolga-Bolgaren hatte aufgehört zu bestehen (Karte II). Bald darauf führte ein anderer Steppenfluß, der Don, die tatarischen Horden nach NW, und auch hier erwies sich jeder Widerstand als nutzlos. Selbst der Wald schreckte die todesmutigen Asiaten nicht ab. Im Winter 1237/38 fielen kurz hintereinander Rjasan, Kolomna, Susdal und Wladimir, Moskau, Kostroma und Twer, und am Seliger-See vorbei wälzten sich die beutelüsternen Nomadenheere gen Nowgorod. Der russische Wald aber wurde diesem Handelsemporium zum Retter. Die Unübersichtlichkeit des Geländes, das den Steppenhorden schlechthin ungewohnte und unbehagliche Milieu, die Furcht vor allem vor Tauwetter bewogen die Tataren schließlich, in die Steppe zurückzufluten. Nowgorod blieb unberührt und hat auch in der Folgezeit niemals Tataren vor seinen Toren gesehen. — Um so stärker fühlte der Süden des russischen Staates die Faust der mongolischen Eroberer. Die Polowzer, die einen letzten verzweifelten Widerstand wagten, wurden vernichtend geschlagen, weiter und weiter wälzte sich in der Steppe die Heeresmacht der Mongolen, bis schließlich die goldenen Kuppeln von Kiew am Horizont auftauchten. Am 6. Dezember 1240 erlag die Stadt dem wütenden Ansturm, das alte warägische Russenreich empfing den Todesstoß. Was die nordischen Germanen unter denkbarster Naturbegünstigung zur Einheit zusammengeschweißt hatten, die asiatischen Nomaden der Steppe zerschlugen es und ließen es in zwei Teile zerfallen, die fortan ihre eigenen Wege gingen: das steppennahe, nun für lange Zeit verwüstete Dnjepr-Land und das im Schutz des Waldes geborgene unberührte Nowgorod.

Die Russen des Dnjepr-Landes, die dem tatarischen Blutbad entronnen, flüchteten z. T. zu den Litauern und Polen, wo sie als Hörige der Grundbesitzer Unterschlupf fanden, der größere Teil aber wanderte den Dnjepr aufwärts und siedelte sich in dem alten Kolonialgebiet zwischen oberer Wolga und Oka an. Nach

lowgorod-Pskow zu ziehen, kam ihnen nicht in den Sinn, denn längst schon hatten ich die Beziehungen zwischen dem Nord- und Südende des alten Waräger-Staates nfolge der gänzlich verschiedenen Umweltbedingungen gelockert. Für all die vielen löte, die die Steppennähe für das Dnjepr-Gebiet mit sich brachte, hatte man am Wolhow wenig Verständnis. Man war und blieb Waldstaat, unterhielt zwar lebhafte landelsbeziehungen zu den baltischen Ländern, gewann später auch Anschluß n Wisby und Lübeck, widmete sich aber vor allem der Erschließung des pelzeichen nordrussischen Waldgebietes. Die Leitlinien der Nowgoroder Expansion ührten nach NO, am Ladoga- und Onega-See vorbei, um dann im Bereich von)üna, Mesen und Petschora die Eismeerküste zu gewinnen. Von der mittleren Düna weigte sich eine andere große Handelsstraße ab, die über Ustjuk nach Wjatka nd Perm und von hier aus über den Ural bis in das Gebiet des Ob führte (Karte II). Jberall sicherten befestigte Siedelungen den Pelzhandel des gewaltig aufblühenden Nowgorod, dessen Reichtum und Macht bald sprichwörtlich wurden: „Wer kann vider Gott und Nowgorod?" — Die Kiewer Flüchtlinge, die zwischen Wolga und)ka eine neue Heimat gründeten, standen dem festgefügten Staatswesen ihrer 3rüder am Wolchow nahezu fremd gegenüber. Die befestigten Handelsstraßen, lie von Nowgorod nach dem Eismeer, dem Ural und der Ob-Niederung führten, perrten die Keimzelle des werdenden Moskauer Staates nach N zu vollkommen ab.

Viel nachhaltiger noch wirkte die Umklammerung eben dieses Wolga-Oka-Raumes m O und S durch die Tataren. Von seiner Residenz Sarai aus beherrschte der Großkhan ler Goldenen Horde den Steppenweg wolgaaufwärts bis über Kasan hinaus, in ler Steppe zwischen Wolga, Don und Dnjepr gebot er allein, und wieder seinem Villen gehorchten die Scharen, die über die Straße von Kertsch hinweg den Weg n die Krim gefunden hatten (Karte II). Auch das Waldland im NW unterstand im 3.—15. Jahrhundert der Botmäßigkeit des Tatarenkhans. Alle russischen Fürsten varen seine Vasallen und übten ihr Herrscheramt nur so lange aus, als sie die Gunst les allmächtigen Großkhans genossen. Sarai wurde für den ganzen Lebensstil und lie Staatsauffassung der Russen das große Vorbild. Allenthalben ahmte man das Willkürregiment des Tatarenherrschers nach; die skrupellose Ausbeutung des Volkes, lie brutale Steuererhebung, der Landkommunismus und die steuerliche Gemeinaftung der bäuerlichen Dorfgenossenschaften, die Bestechlichkeit der Beamten, die Treulosigkeit der Politik und vieles andere sind letzten Endes tatarischen Urprungs. Alles, was wir gemeinhin in dem Worte „Zarismus" zusammenfassen, erveist sich somit im Grunde als geopolitische Erscheinung. Und der Bolschewismus var anfangs in seinen Methoden oftmals nichts anderes als die Erfüllung tatarischaristischer Traditionen. — Auch für die rassenmäßige Zusammensetzung des ussischen Volkes ist die Zeit des Tatarenjoches von weittragender Bedeutung. Viele ussische Große rechneten es sich zur Ehre, wenn sie ihre Frau aus dem Harem des

Großkhans holen durften. Stählin weist in seiner ausgezeichneten, hier vielfach herangezogenen „Geschichte Rußlands" (Bd. I, 1923) darauf hin, daß nicht weniger als 130 vornehme russische Geschlechter zweifellos tatarischen Ursprunges sind.

Im N von den Kraftlinien Nowgorods, im O und S von denen der Tataren umklammert, erfuhr der Wolga-Oka-Raum seine gänzliche Abschnürung im 13. bis 15. Jahrhundert durch die Entwicklung des litauisch-polnischen Staates. Nachdem die Tataren den Kiewer Staat zerschmettert hatten, ohne sich im Waldland des Dnjepr festzusetzen, waren die Litauer aus dem Raume Wilna-Minsk weiter und weiter in das große Talbecken eingedrungen. Bei der Vereinigung von Litauen und Polen im Jahre 1386 gehörte bereits das ganze Dnjepr-Land als südöstliche Grenzmark (Ukraine) der Wilnaer Krone. Das machtvoll aufstrebende Litauen richtete sein Augenmerk aber ebenso auf den Kiewer Nachfolge-Staat im Wolga-Oka-Raum und war im Winter des Jahres 1368 mit seinen Heeren sogar bis zu den Toren Moskaus vorgestoßen. Seitdem gingen die Kämpfe unaufhörlich hin und her, bis schließlich im Frieden von 1407 die wichtige Paßstadt Smolensk den Litauern zufiel. So war denn die Einkreisung der Großrussen im Wolga-Oka-Raum tatsächlich vollendet (Karte II). Nirgends mehr ein freier Ausweg; abgeriegelt auf allen Seiten, gefesselt im Herzen des weiten osteuropäischen Waldgebietes! Die geopolitische Situation war verzweifelt ungünstig.

Inzwischen aber waren in dem allseitig umzingelten Lebensraum der Großrussen wichtige Veränderungen vor sich gegangen. Ursprünglich ein wahrhaftes Konglomerat vieler kleiner rivalisierender Fürstentümer, hatte man sich in langen schweren Bruderkämpfen zu einer einheitlichen politischen Gestaltung jenes festungsartigen Raumes durchgerungen, der im N durch die Wolga, im S durch die Oka wie von zwei natürlichen Festungsgräben umgürtet wird. Der Schwerpunkt dieses neurussischen Flußstaates war schon lange vor der endgültigen Niederringung von Rjasan und Twer (1485) von der Peripherie nach dem besser geschützten Zentrum gerückt. Nicht Susdal oder Wladimir, erst recht natürlich nicht die von den Tataren ständig bedrohten Städte Kolomna, Rjasan, Nischni-Nowgorod, auch nicht das exzentrische Twer wurde der politische Mittelpunkt des neuen Reiches, sondern das 1147 erstmalig als kleines Dorfgut der Fürsten von Wladimir erwähnte Moskau. Hierhin verlegte Iwan I. im Jahre 1328 seine Residenz, und die zentripetalen Kräfte wurden ganz wesentlich dadurch gesteigert, daß bald darauf auch der Metropolit der russisch-orthodoxen Kirche hierher übersiedelte.

Die Lebensaufgabe des Moskowiterreiches war durch die oben geschilderte geopolitische Situation klar umschrieben: auf die innere Festigung mußte die Sprengung der rings so stark spürbaren Fesseln folgen; der Raum, in dem sich die großrussische Volksmasse bislang zusammengestaut, in dem sie ihre staatliche Wiedergeburt erlebt hatte, er mußte zur Keimzelle einer großzügigen und allseitigen Expansion

verden. Und welche Region des weiten osteuropäischen Flachlandes wäre für diese
Aufgabe besser geeignet gewesen, als die Moskauer Landschaft, von wo aus nahezu
ämtliche Flußbahnen des Riesenlandes gleich leicht zu erreichen waren: Wolga,
Don und Dnjepr, Düna, Lowat-Wolchow und nördliche Dwina!

Moskwa und Oka wiesen den Weg nach Osten, führten über Nischni-Nowgorod
m Zusammenfluß von Wolga und Oka in den äußersten Machtbereich der Ta-
aren, in das Land Kasan. Und da sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts im
Tatarenreich deutliche Zeichen des Verfalls bemerkbar machten, so wagte man hier
inen ersten Angriff. 1376 wurde Kasan von den Moskowitern genommen, ohne
ndes dieses Mal schon dauernd gehalten werden zu können. Am südlichen Oka-
Ufer besiegten die Russen bald darauf (1378) andere tatarische Horden. Der Groß-
han gedachte nun, das erwachende Russentum entscheidend zu schlagen, indem
r in kluger Ausnutzung der geopolitischen Gegebenheiten ein Bündnis mit den
Litauern schloß. Indes ehe diese Zange wirksam werden konnte, stürzten sich die
national und religiös begeisterten, allmählich ihrer Kraft bewußten Russen auf die
Tataren und errangen am 8. Sept. 1380 auf dem Felde von Kulikowo am oberen
Don, am Rande von Wald und Steppe, ihren ersten großen Sieg über die bislang
o gefürchteten Asiaten. Trotz sehr schwerer Opfer erschallte überall der Ruhm
des gewaltigen Dimitrij Donskoj (Sieger am Don). Vorbei die Zeit, wo man schwei-
gend und leidend das Tatarenjoch getragen hatte. Eine neue Zeit brach an, die
Epoche der großen russischen Befreiung.

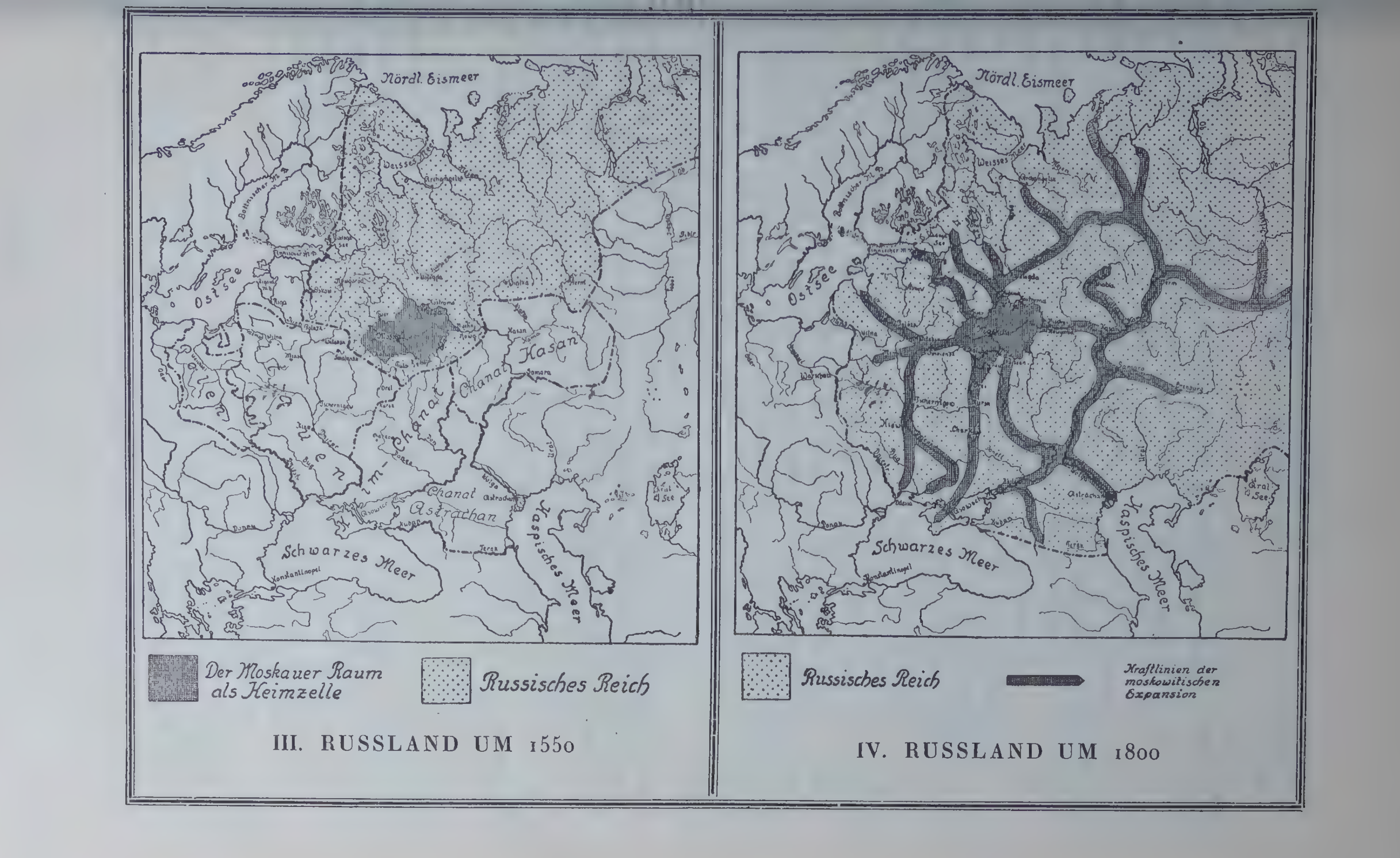
Es war zu früh gejubelt! Die unglückselige Rivalität der Teilfürsten zerstörte
noch einmal die nationale Geschlossenheit, durch die allein der Tag von Kulikowo
möglich gewesen war. Um ihre eigenen Gebiete zu retten, gingen die Fürsten von
Nischni-Nowgorod zu den rachelüstern heranbrausenden Tataren über, und der
Fürst von Rjasan wies den asiatischen Reiterschaaren die Furten durch die Oka. Am
26. August 1382 ergab sich Moskau. Zu Tausenden wurden die Bewohner nieder-
gemetzelt, die Stadt gänzlich ausgeplündert und schließlich in Brand gesteckt. —
Die Russen hatten ihre Kräfte und vor allem den inneren Halt ihrer erst noch
werdenden Nation überschätzt. Noch war den Tataren nicht beizukommen. Man
pries sich glücklich, als es 1395 gelang, den Angriff neuer Mongolenheere unter
Timur abzuwehren, und wagte ein Vorgehen gegen den asiatischen Erbfeind selbst
dann nicht, als Timur das Reich der Goldenen Horde zerschlagen und Sarai in Asche
gelegt hatte. Einstweilen noch war die Steppe stärker als der Wald.

Langsam erholte sich Moskau, nachdem kurz nach Timur auch der große west-
iche Gegner, Litauen, bis ins Herz des neurussischen Reiches vorgestoßen war.
Trotz aller Nöte, die die Einkreisung immer wieder zeugte, vielleicht gerade in-
folge dieser allseitigen Bedrängtheit, stärkte und festigte sich das großrussische
Nationalbewußtsein und reifte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu neuer

Kraftentfaltung heran. Doch in welcher Richtung sollte und konnte man jetzt vorgehen? Die verschiedenen Tatarenkhanate, die im O und S nach dem Zerfall der Goldenen Horde entstanden waren (Karte III), erschienen noch immer als zu starke Gegner; der Schrecken und die Furcht vor der tatarischen Soldateska waren so leicht nicht zu überwinden. Überdies drohte in der Steppe des Südens ein neuer Gegner, der Türke, dem 1453 das alte, heilige Byzanz zum Opfer gefallen war. Zwar vermählte sich Iwan III. im Jahre 1472 mit der Nichte des letzten paläologischen Kaisers von Byzanz, zwar fügte derselbe Moskauer Fürst als „Großfürst und Gossudar (Selbstherrscher) von ganz Rußland“ das Wappen der griechischen Kaiser, den zweiköpfigen Adler, dem Bildnis des heiligen Georg hinzu und deutete damit symbolisch die Weltmission des Moskauer Reiches als Beschützer des orthodoxen Christentums an, aber für ein Vorgehen gen S, gegen die Krim-Tataren und die Türken, war die Zeit noch nicht reif. Aussichtslos schien auch einstweilen noch ein Kampf gegen den westlichen Erbfeind. Polen-Litauen hatte 1410 den Triumph von Tannenberg erfochten und stand stärker da denn je. Ein Angriff gegen Litauen hätte nur gar zu leicht verhängnisvoll werden können, öffnete sich doch gerade der Westen der Moskauer Keimzelle fast ungeschützt gegen die Pforte von Smolensk-Witebsk. So blieb nur der N übrig, die Angliederung des menschenarmen, widerstandsschwachen nordrussischen Waldlandes. Das aber hieß Kampf gegen Nowgorod.

Schon seit dem 13. Jahrhundert hatten die Großfürsten danach getrachtet, ihren Einfluß nach N zu erweitern und im Gebiet der nördlichen Dwina festen Fuß zu fassen. Nur schwer war es Nowgorod gelungen, seine langgestreckte, schwer zu schützende Etappe nach O zu halten. Jetzt, nachdem der Moskauer Raum machtpolitisch erheblich gestärkt war und der Tatarendruck aus dem O nachließ, war die geopolitische Situation für Nowgorod stetig ungünstiger geworden. Die Großfürsten holten zum entscheidenden Schlage aus, und weder Pskow noch die Litauer, noch der livländische Orden wagten es, der alten Handelsstadt in ihrem Widerstand gegen Iwan III. beizustehen. Im Jahre 1471 entbrannte der Kampf gleichzeitig vor den Toren Nowgorods und an der Dwina, 1472 eroberten die Moskauer Heere die Landschaft Perm, im Winter 1477/78 wurde der Selbständigkeit Nowgorods für immer ein Ende bereitet. Das neurussische Reich gliederte sich den gesamten N des osteuropäischen Waldlandes an und dehnte seinen Machtbereich am Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts bis zum Ural, ja sogar bis zum Irtysch aus (Karte III).

Der Einkreisungsring war gesprengt! Gesprengt gewiß vorerst nur an der Stelle geringsten Widerstandes, aber immerhin, es war ein Auftakt, und dem weiteren Wachstum der Moskauer Keimzelle wiesen die Flußsysteme des osteuropäischen Flachlandes klar den Weg. Um den W, um Polen-Litauen, brauchte man jetzt



III. RUSSLAND UM 1550

IV. RUSSLAND UM 1800

nicht mehr allzu besorgt zu sein, denn hier wirkten die Gegensätze zwischen römisch-katholischen und orthodoxem Christentum im Sinne einer immer weiter greifenden Zersetzung. Es genügte, durch wiederholte Kriegszüge die Wachstumsspitze zu stärken und auch Smolensk, den wichtigen Schlüsselpunkt, darin einzubeziehen (Feldzüge von 1500—1522). Alles andere mußte der Zukunft vorbehalten bleiben. — Ähnlich lagen die Dinge im S, wo die Krim-Tataren des öfteren einen Vorstoß auf den Moskauer Raum wagten. Bei der großen Entfernung der Krim mußte man sich einstweilen auf gründliche Abwehr und auf festere Einfügung der Wachstumsspitze von Rjasan in das Großfürstentum beschränken (1521). — Um so aktiver konnte man gegen den O, gegen Kasan, vorgehen und damit die Erfassung des gesamten Wolga-Raumes einleiten. Die glücklichen Feldzüge von 1467 und 1531 bildeten gleichsam das Vorspiel dieser großzügigen Strompolitik, das Jahr 1552 brachte die Erfüllung: Kasan wurde erobert, der Weg die Wolga abwärts, die Kama hinauf zum Ural und nach Sibirien stand frei.

Seit jenem bedeutungsvollen Jahre 1552 wurde das Wolgasystem zum Träger wichtiger Leitlinien der moskowitischen Expansion (Karte IV). Bereits 1554/56 stießen russische Flußexpeditionen bis Astrachan vor. Das Wolgadelta wurde die Wachstumsspitze für die Einbeziehung der Kaspischen Uferlandschaften in das neurussische Reich und die Ausdehnung des russischen Einflusses bis nach Nordpersien hinein. Peters des Großen Wolgafahrt von 1722 war nur die Krönung zahlreicher ähnlicher Unternehmungen seiner Vorgänger, und gar bald hieß es „die Wolga Rußlands Strom, nicht Rußlands Grenze“. 1584 schon waren Kosaken von der unteren Wolga nach dem Uralfluß hinübergewandert und hatten dort die Stadt Uralsk gegründet. Nun erwies sich das Wolga-Knie bei Samara als günstiger Ausgangspunkt für die Expansion in die Kirgisensteppe: Kosaken zogen 1734 ostwärts und schufen im Orenburger Raum die zukunftswichtige Wachstumsspitze in der Richtung nach Turkestan. — Die Landschaft von Kasan ist geopolitisch von besonderer Wichtigkeit, weil sich hier Wolga und Kama vereinigen. Auch die Kama-Tschussowaja-Linie wurde bald nach der Eroberung Kasans von den Russen genutzt. Sie stellt die große Leitlinie dar, der die Kaufleute Stroganoff und der Kosakenhäuptling Jermak folgten, als sie zur Eroberung des Ural und des sibirischen Tieflandes schritten. Ungeheuerlich die Wucht dieses Vorstoßes nach O: 1581/98 wurde das Irtysch-Gebiet erobert, 1620 stand man am Jenissei, 1632 an der Lena, 1638 am Ufer des Ochotskischen Meeres. In weniger als 60 Jahren hatten die russischen Eroberer hier einen Weg von 4500 km zurückgelegt!

Nachdem die Umklammerung im N durch die Angliederung des Nowgoroder Staatsgebietes gelöst und die Macht der Tataren im ganzen Wolgaraum niedergerungen war, begann der Don seine große geopolitische Rolle zu spielen. Wieder war es Peter der Große, der durch kühne Flußexpeditionen die Macht Moskaus bis

nach Asow an der Don-Mündung weitete (1695/96) und mit der Anlage von Taganrog die Herrschaft Rußlands über das Asowsche Meer begründete. Mag schließlich auch die endgültige Entscheidung erst unter Katharina II. gefallen sein, als sie den großen Türkenkrieg von 1768/74 glücklich zu Ende geführt, Peters Verdienst bleibt es in jedem Falle, dem Moskauischen Staate den Zugang zum Schwarzen Meere gesichert zu haben, und man begreift den tiefen geopolitischen Sinn jener für Peter errichteten Ehrenpforten: Omnes portae soli aperiuntur Petro (Zar Peter allein öffnen sich alle Tore).

Der Krim und ihren turko-tatarischen Horden war auf dem Flußwege nicht beizukommen. Jahrhunderte hindurch hatte sich diese Tatsache empfindlich spürbar gemacht, indem die Krim-Tataren auf dem breiten Steppenisthmus zwischen Don und Dnjepr immer und immer wieder Vorstöße bis zur Oka wagten. Langsam setzte dann auch hier der russische Gegenstoß ein. Die Wachstumsspitze, die ursprünglich im Raum Kaluga—Serpuchow—Kolomna—Rjasan an der Oka gelegen hatte, schob sich weiter und weiter nach S über Tula, Orel, Kursk bis nach Charkow (1650/53) vor (Karte IV), und von hier trugen die Kosaken den Kampf bis in die Krim hinein. Den Abschluß bildeten die Feldzüge unter Katharina II., die 1783 mit der Eroberung der gesamten Halbinsel endeten. Seitdem schützt der Kriegshafen Sewastopol die russische Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer.

Die Auseinandersetzung Moskaus mit Polen-Litauen, die sich durch Jahrhunderte hinzog, stand stets im Zeichen geopolitischer Gebundenheit. Entscheidend war und blieb der Kampf um die große Schlüsselstellung im Raum Smolensk—Witebsk—Polozk. Keine russische Stadt hat so oft den Herrn gewechselt wie Smolensk. Die Entscheidung fiel nach ewigem Hin und Her im Jahre 1667. Der Friede von Andrussow überlieferte Smolensk endgültig den Russen, und über Smolensk vollzog sich zugleich die Vereinigung von Neu- und Altrußland: Der Tag von Andrussow brachte dem Moskowitischen Reich auch das Dnjepr-Gebiet und die Ukraine, deren Kosaken sich aus religiösen Gründen bereits 1654 für Moskau entschieden hatten. Freilich war damit noch nicht das letzte Wort gesprochen. Die Türken an der Dnjepr-Mündung und die rebellischen Kosaken an den Dnjepr-Stromschnellen konnten erst durch Peter den Großen und Katharina II. endgültig niedergekämpft werden (1775, 1787—1792). Katharinas Dnjepr-Fahrt und die Gründung Odessas (1794) durch diese große Fürstin besiegelte die Herrschaft Moskaus über den urrussischen Lebensraum und die Nordwestküste des Schwarzen Meeres (Karte IV).— Dem machtvoll aufstrebenden Rußland vermochte nun das seit der Lubliner Union (1569) endgültig geeinte Polen-Litauen auch im NW keinen erheblichen Widerstand mehr zu leisten. Der Raum von Smolensk erwies sich als kraftvolle Wachstumsspitze, von der aus der Moskauer Staat stetig sich mehrenden Einfluß auf das politische Schicksal von Polen-Litauen gewann. Am Ende erlag Polen dem

russischen Druck, und nur der Neid Preußen-Österreichs verhinderte, daß sich die Kraftlinie Smolensk—Minsk—Brest Litowsk—Warschau schon im 18. Jahrhundert ganz auswirken konnte. Die erste Teilung Polens (1772) brachte Weißrußland an Moskau, die zweite (1793) sicherte Minsk und bestätigte dem großrussischen Staat den Besitz der ganzen Ukraine einschließlich Podoliens und Wolhyniens, die dritte Teilung (1795) schweißte die Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, Mohilew und Witebsk an das Staatsgebiet Moskaus an.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte das Zarenreich nach Sprengung der Fesseln im N, O und S schließlich auch nach NW den Zugang zum Meere gefunden. Hier, in den baltischen Ländern und am Finnischen Meerbusen war die geopolitische Situation durch die Jahrhunderte hindurch die gleiche geblieben: wie einst in der Warägerzeit erschienen schwedische Kolonisatoren jedesmal mit neuem Nachdruck, sobald der örtliche Widerstand schwach, die heimische Expansionskraft machtvoll genug war. Erdgebundenes Raumschicksal! Peter der Große glaubte die Zeit gekommen, um diesem Hin und Her ein für allemal ein Ende zu bereiten und der Moskauer Keimzelle das heiß ersehnte „Fenster nach dem Westen" zu schaffen. Die Twerza-Msta-Linie, die die russischen Heere vor Jahrhunderten nach Nowgorod geleitet hatte, benutzte auch Peter I., als er den nordischen Krieg (1700—1721) begann. Austilgen wollte er das berühmte Wort Gustav Adolfs „Nun kann dieser Erbfeind ohne unsern Willen nicht mit einem Boot in die Ostsee kommen. Die großen Seen Ladoga und Peipus, breite Moräste und starke Festungen trennen uns von ihm. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen." Die Niederlage an der Narwa (1700) konnte durch die Besiegung Karls XII. bei Poltawa (1709) wettgemacht werden, und der Frieden von Nystad (1721) brachte Livland, Estland und Ingermanland sowie einen Teil von Karelien und Finnland an das Zarenreich. Rußland war damit zur nordischen Großmacht geworden; auch der Krieg von 1788—90, den Gustav III. gegen Katharina II. führte, vermochte an dieser Tatsache nichts mehr zu ändern. In richtiger Erkenntnis der Sachlage beschloß daher 1795 der Landtag des kleinen und von allen Seiten bedrohten Herzogtums Kurland die Angliederung an das Reich des Moskauer Zaren. Die Keimzelle im Wolga-Oka-Raum stand damit endlich auch der Düna-Weg zur Rigaischen Bucht offen. In der Richtung nach NW aber gestaltete sich der Newa-Raum mit der am 16. Mai 1703 gegründeten neuen Residenzstadt St. Petersburg zur Wachstumsspitze, von der aus die Angliederung des gesamten Finnlandes betrieben wurde.

In kluger und zielbewußter Ausnutzung der geopolitischen Gegebenheiten hatte die russische Flußpolitik so bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts von der Moskauer Keimzelle nach allen Richtungen machtvoll ausgegriffen und das ganze riesige osteuropäische Flachland zum Lebensraum des russischen Staates gemacht. Kräftige Wachstumsspitzen richteten sich im W gegen Kongreß-Polen, im NW

gegen Finnland, vom unteren Don gegen die Kaukasusländer, von der unteren Wolga nach Transkaspien und vom südlichen Ural nach Turkestan. Gleichzeitig liefen die geopolitischen Leitlinien des Staates wie die Fäden eines Spinnengewebes in Moskau zusammen (Karte IV) und förderten das Zusammenhalten aller Landesteile durch eine streng zentralistische Verwaltung.

Freilich waren mit der Ausgestaltung des Riesenreiches auch bereits die Keime jenes Konfliktes ausgestreut, den wir in der Gegenwart erleben. Mit der Übersiedelung von Moskau nach Petersburg war Peter der Große zum ersten Revolutionär des Ostens geworden und hatte jenen unglückseligen Dualismus zwischen einer nach W orientierten Oberschicht und der ihrer Erdgebundenheit bewußten bezw. nach S und O orientierten breiten Masse des russischen Volkes eingeleitet. Im Sinne dieser Auffassung erscheint die neuerliche Rückverlegung der Hauptstadt nach Moskau ebenso bedeutungsvoll wie der geopolitisch höchst wichtige Sprung von Konstantinopel nach Angora. — Zum anderen bewirkte die von den russischen Flüssen sehr wesentlich geförderte Raumbewältigung, sicherlich nicht ohne Einwirkung der Tatarenzeit, eine soziale Entwicklung von höchst paradoxer Prägung: ein Riesenland mit riesiger Landnot des gesamten Kleinbauerntums.

Beide Probleme führten Rußland in die Katastrophe des Weltkriegs und in die große Revolution hinein. Daß Rußland in dieser furchtbaren Krisis seine Einheit wahrte bezw. unverhältnismäßig schnell wiedergewann, ist nicht zum wenigsten in der Anordnung und Stärke seiner geopolitischen Leitlinien begründet.

DIE GEOPOLITISCHEN ZUSTANDSÄNDERUNGEN DES RUSSISCHEN REICHES SEIT 1914 behandelt Professor Dr. R. Pohle-Braunschweig in einem der nächsten Hefte der Zeitschrift für Geopolitik.

KARL HAUSHOFER:
DIE EINHEIT DER MONSUNLÄNDER

Als eine der wirksamsten erdgebundenen Kräfte, die das Antlitz der Erde zugleich gestalten und in weiten Teilen zu großräumigem Einheitsbewußtsein zusammenfassen, als geopolitischer Erzieher ersten Ranges arbeitet — den ganzen weiten indopazifischen Lebensraum verbindend — der einheitliche Klimarhythmus der Monsunländer, von der Mündung des Indus bis zu der des Amur die Küsten Süd-Ost-Asiens umfahrend, und binnenwärts an die Grenze seines Wirkungsbereichs erst gelangend an den Wasserscheiden zu den großen abflußlosen zentralen Hochländern Asiens. Weit mehr als die Hälfte der Bewohner des Erdballs, gegen neunhundert Millionen Menschen, erfüllen die Monsunländer mit der Emsigkeit über viertausendjähriger Wirtschaftsentwicklung, und riesengroß richten sich die Sphinx-Gestalten zweier uralter Kulturen, der indischen, wie der ostasiatischen, aus den zwei größten geschichtlichen Menschheitsverdichtungen der Erde darin empor.

Immer mehr kommt den erschließenden Vertretern der weißen Rasse darin zum Bewußtsein, daß die größte Schwierigkeit ihrer siedelungs-, verkehrs-, wehr- und wirtschaftsgeographischen Aufgabe als Organisatoren des Erdballs erst hier vor ihnen liegt, vielleicht die einzige unüberwindbare, die ihnen die Erde stellt, nämlich die Angleichung der Monsunländer an die Weltzivilisation. Denn eine Weltkultur besteht noch nicht und wird vielleicht erst möglich, wenn jene Aufgabe im freien Zusammenwirken der großen Kulturrassen gelöst sein wird — aber in wirklich freiem Zusammenwirken aller!

Unendlich viel größer als das räumlich im Vergleich dazu bescheidene Problem der sogenannten Völkerwanderungen unserer mittelmeerisch-nordischen Geschichte in fremdes Kulturgebiet (übrigens auch ein von regelmäßigen Winden, Etesien, beherrschtes) ist das im Geltungsbereich der Monsune unserer Zeit aufgegebene der Auseinandersetzung mit der Einheit der indopazifischen Monsunländer, des indischen und des ostasiatischen Lebensraumes, und die geopolitische Tragweite ihrer nicht mehr rückgängig zu machenden Aufrüttelung, Erschließung und Erweckung. Die größere Aufgabe, die geographischen Grundlagen des Wiederaufstiegs von Süd-Ost-Asien zur Selbstbestimmung zu untersuchen, und an diesem Einzelfall grundsätzlich das Verhältnis von Geopolitik und Selbstbestimmung zu klären, habe ich an anderer Stelle zu lösen versucht. (Der Wiederaufstieg Süd-Ost-Asiens zur Selbstbestimmung. Bibliothek der Weltgeschichte, München, Rösl, 1923.) Hier ist nur die kleinere und leichtere Teilaufgabe aufgeworfen, aus Natur- und Kulturerscheinungen die Einheit der Monsunländer als geopolitische Tatsache zu erweisen, wie es Warburg so überzeugend mit dem leider nicht durchgedrungenen Namensvorschlag „Monsunia“ angebahnt hat.

Wenn uns die geopolitische Bedeutung einer klimatologischen Zusammenfassung der Räume größter Menschheitsverdichtung zu einer gefühlsmäßigen Einheit Süd-Ost-Asien in Europa auch nur annähernd so zum Bewußtsein käme, wie sie tatsächlich in dem ganzen Erdraum lebendig ist, und wie sie sogar in so apolitischen Lebensäußerungen hervortritt, wie zum Beispiel in Rabindranath Tagores Reden an Japan, dann könnte unmöglich eine Erscheinung wie die Monsune in einem so lebendigen und modernen Werk, wie Banses Geographischem Lexikon, mit einem Hinweis auf zwei Ziffern unter Wind und Niederschlägen abgetan werden, in denen allerdings die physikalische Seite dieser Erscheinung trefflich behandelt wird, die ganze Tragweite der anthropogeographischen aber entschieden zu kurz kommt. Das Bedürfnis nach Klarheit gerade über die anthropogeographische, also politische, kulturelle und wirtschaftsgeographische Bedeutung der Monsune ist eben sogar in wissenschaftlich hochstehenden Leserkreisen im deutschen Sprachgebiet noch nicht erwacht. Das beweist, wie wenig wir noch gewohnt sind, in großen fremden Erdräumen geopolitisch zu sehen und zu beobachten, auch wenn die Beobachtungen erfreuliche Zukunftsmöglichkeiten für uns selbst eröffnen würden.

Im Gegensatz zu uns, die wir durch den Verlust unseres Südseereichs und aller Macht- und Wirtschaftsstützpunkte in den Monsunländern frei von Besitz-Interessen mit objektivem Anteil großen menschlichen Bewegungen folgen können, die wir machtpolitisch nicht mehr interessiert sind, hat die politische Geographie unserer Bedränger, die angelsächsische, wie die französische ein starkes Interesse daran, das Einheitsbewußtsein der Monsunländer so lange hintanzuhalten wie möglich. Hat doch einer ihrer besten Kenner, Lord Curzon, das Wort von dem „Bettelmantel Asiens mit seinem Saum von Gold“ geprägt, worunter er die Hauptmonsunländer verstand, und besitzen doch eben England, Frankreich, die Niederlande und Portugal die kostbarsten Stücke aus diesem Goldsaum.

Ein seine Zukunfts-Möglichkeiten wohl verstehendes Japan wie eine weise Regierung der Vereinigten Staaten könnte die Hände von der Bindung durch Anteil am Raube frei halten: für das randständige Inselreich Ostasiens könnte sich bei kluger geopolitischer Einstellung eine beneidenswerte Führerrolle herausbilden, und die Vereinigten Staaten brauchten nur ihre Versprechungen gegenüber den Philippinen zu halten, der sicherlich zur Selbstbestimmung reifen Inselgruppe die Zügel frei zu lassen, um fortan in den Monsunländern nicht mehr als ein, ihre Einheit mitunterdrückender Fremdkörper aufzutreten, sondern als wohlberechtigter Wettbewerber Japans um das wichtigste Zukunfts-Verbraucher-Gebiet des Erdballs mit der größten, noch organisierbaren Arbeitermasse und der stärksten Dauer-Produktionskraft. Zwischen den Gegenpolen eines eigensinnigen Festhaltens des Machtstandpunktes um jeden Preis und einem rechtzeitigen Verzicht auf den Schein der Macht unter Beibehaltung der Kultur- und Wirtschaftsführung pendelt die politische

Leitung der Vereinigten Staaten hin und her, und der Druckmesser für die augenblickliche Kraft der einen oder anderen Richtung ist das schwankende Verhältnis zu den Philippinen, die auf diese Weise der feinfühligste völkerpsychologische Manometer für den ganzen Pazifik geworden sind.

Nicht am Rande der südostasiatischen Monsunlandschaft stehen die Philippinen mit den Marianen gelegentlich wohl als das Nordostende des eigentlichen Monsungebiets bezeichnet (wie solche wollen, die zwischen Monsunklima und Monsun-Übergangs-Klima schärfer unterscheiden als die Natur selbst), sondern in deren ozeanischem Mittelgrunde. Den die gewaltige Einheit der Monsunländer umschließt den Riesenraum, den die eigentliche indische und chinesische Kulturlandschaft, ihr hinterindisches Übergangsgebiet, die angrenzenden Teile von Insulinde, die Philippinen und das Japanische Reich erfüllen. Wohl gibt es monsunartige Erscheinungen auch sonst auf der Erde; aber der typische und historische Monsunbereich, in dem, von dem arabischen Wort „mausim" (Jahreszeit) ausgehend, der Begriff sich prägte, in dem die Erscheinung des Monsun-Reitens sich ausbildete (das Ausfahren der Handelsschiffe und Flotte nach dem mittleren und fernen Osten mit dem im indischen, wie ostasiatischen Lebensraum einströmenden Sommermonsun, und die Rückkehr mit dem landaus wehenden Gegenmonsun, nach genau zeitlich eingehaltenen Monsunwechselmonden um die Tag- und Nachtgleichen) — dieser Begriff reicht von der Mündung des Indus bis etwa zu der des Amur, sein Einfluß verklingt oder bricht sich an den Höhenzonen, die den Absturz der hochasiatischen Stufenlandschaft gegen die großen Stromebenen begleiten. Damit ist ein Gebiet höchster Erzeugungskraft mit übersteigerten Niederschlagsmengen umrissen, in dem die Pflanzendecke die Niederschläge regelmäßig zu einer Zeit empfängt, wo sie im Pflanzenhaushalt am besten verwertet werden. Diese Gunst der klimatischen Bedingungen schuf die Grundlage zu großen vorindustriellen Volksverdichtungen, einer „Polyanthropia" (Strabo), die sich lange vor der viel späteren europäischen künstliche soziale Ausgleichsformen statt des Kampfes um Ellenbogenbreite für ihre Raumenge schuf, ausgehend von den Voraussetzungen indischer Religion und chinesischer Staatsphilosophie.

Durch das in gleichem Maße nirgends so ineinandergreifende Zusammenwirken des morphologischen Motivs abgrenzender Randstufen, an die sich im gleichen jahreszeitlichen Rhythmus Winde und Niederschläge herantragen, von April-Mai an landein, von September-Oktober an landaus, mit zwei kritischen Wechselperioden, von denen die herbstliche die gefährlichere für Drehstürme ist; durch die sonst nirgends so durchgeführte Trennung der ozeanischen meerbeherrschten Motive (im Zerrungsbogen) von den potamischen strombestimmten (in den großen indischen und chinesischen Schwemmebenen) und den kontinentalen Festlandseigentümlichkeiten (überall in größerer Küstenferne); schließlich durch die leitende Einheitsnote der Reis-

und Tee-Kultur in den wichtigsten Verdichtungsgebieten, mit ihrer Wasser-Aufspeicherungs- und Berieselungs-Wirtschaft, wird in diesem Raum eine einheitliche geopolitische Grundstimmung geschaffen.

Die Tatsache dieser einheitlichen geopolitischen Grundstimmung muß beachten, wer in Kultur und Wirtschaft, ob dem Machtstreben oder der rein wissenschaftlichen Erkenntnis dienend, im indopazifischen Lebensraum arbeiten, forschen oder gar herrschen will. Beachtet man sie nicht, so wird man immer fremdkörperhaft abstoßend, unwissentlich seine wesentlichsten Seelenwerte störend oder gar verletzend auf den süd-ost-asiatischen Menschen wirken, ihn „anfremdeln", ja ihm sogar auf die Nerven gehen, viel mehr, als man sich selbst im fremden Lebensraum klar macht. Das Entscheidende dabei ist aber, daß eben aus dem Einheitsgefühl der Monsunländer heraus Inder und Ostasiate viel weniger fremd aufeinander wirken. Nicht, als ob ich die Tatsache der tiefgehenden Unterschiede innerhalb des Gesamtgebietes der Monsunländer leugnen wollte! Wenn With in einem feinen Aufsatz in den Dioskuren die Sonderart des ostasiatischen Menschen hervorhebt, im Gegensatz zu den Versuchen, eine Einheit Süd-Ost-Asiens zu erweisen, so hat er für gewisse innere Unterschiede durchaus recht, so wie bei uns niemand über den gemeinsamen Zügen des Westeuropäers die Verschiedenheit des Mittelmeerländers und des nordischen Menschen übersehen dürfte. Uns aber kam es hier darauf an, die Tatsache einer natürlichen Großgliederungs-Grundlage des Weltteils zwischen dem kleineren ostasiatischen und indischen Lebensraum und dem großen Eurasien nachzuweisen, die gemeinsame Züge hat, und die kulturwissenschaftlich, politisch und wirtschaftlich nicht ungestraft vernachlässigt werden darf, um so weniger, als sie den Nächstbeteiligten ein sehr wirksames Band ist.

Innerhalb dieser Einheit wirken selbstverständlich bekannte geographische Gegensätze, wie der ozeanisch-kontinentale oder der peripherisch-zentrale. Der den großen Klimaschwankungen und -sprüngen des Innern näherstehende, mehr ausgesetzte Mensch ist in Indien wie in Ostasien klimahärter, nimmt den Kampf ums Dasein zäher auf und führt ihn unabhängiger von Beeinflussung durch Klimaspannungen durch, mit weniger Pausen und längeren Arbeitszeiten. Daher die erfolgreiche Konkurrenz des innerhalb der Monsunländer nach den Randgebieten wandernden Parsi, Madrassi und Chinesen gegenüber Malaien und Japanern, des dunkleren Tamilen gegenüber dem Singhalesen, des Japaners gegenüber dem noch klimaweicheren Tagalen. Daher neuerdings auch die dauernde, aber in Koreaner-Verfolgungen nach dem Erdbeben besonders heftig aufgeflammte Abneigung der Japaner gegen den eingewanderten klimahärteren, bedürfnisloseren, preisdrückenden kontinentalen Arbeiter. Dieser Gegensatz kann noch sehr wichtig werden, denn die koreanische Bevölkerung hat sich seit 1909 mehr als verdoppelt, und das politisch entmündigte Volk rächt sich nun an dem Unterdrücker durch größere Vitalität und

wirtschaftliche Unterbietung. Aber wenn wir auch diesen inneren Vorgang innerhalb der Monsunländer überall im Austausch zwischen den begünstigteren Randgebieten und den zentralen beobachten können — auch der Madrassi ist in Rangun, der Chinese trotz seines Zweidrittelanteils an der Bevölkerung in Singapur nicht beliebt! — so schafft er doch keinen Gegensatz, der sich etwa streifenweise im Gesamtlebensraum auswirken könnte. Denn innerhalb dieses Gesamtlebensraumes findet der in ihm Angepaßte doch gewisse gemeinsame Grundzüge wieder: Das regelmäßige Spiel der Niederschläge, den dadurch bedingten, an viertausendjähriger Erfahrung auf den Tag genau eingespielten Zeitrahmen für landwirtschaftliche und gewerbliche Verrichtungen, der sich auf das Gesamtleben überträgt, den Zwang zur aufspeichernden Wasserwirtschaft und die damit verbundene größere Gemeinsamkeit der Wirtschaft, die kleineren Grundbesitzausmaße, den innerhalb des Verbands der Familie, Gemeinde, des Gaues, der Gilde oder uralten Gewerkschaft sozialeren Zug, eine mehr auf Nachfrage, auf Rücksicht auf den wirklichen Bedarf, als auf Massenangebot und Modenumsatz eingestellte Wirtschaft (wie es schon Dr. Tsur in seiner fein beobachtenden Arbeit über die wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt Ningpo an einem Einzelbeispiel hervorhob, das zu wenig Beachtung als Typ fand, und sie doch so sehr wert gewesen wäre).

Die im allgemeinen mehr auf regelmäßig entwickelten Grundriß, als auf Höhenausnützung eingestellten Wohnstätten, namentlich in den Randlandschaften auf Niederschlagskatastrophen (Drehstürme) vorbereitet, deren Beobachtung gleichfalls ein gemeinsames Erdraum-Interesse ist; ein Anpassen aller Geräte und aller Verbände an größere Feuchtigkeit, aber auch auf berechenbaren Wechsel zwischen ganz feuchten und ganz trockenen Zeiten (aber mit allmählich zunehmender Austrocknung, der sich das Holzwerk langsam anpassen kann), mit gleichfalls regelmäßigen Übergangszeiten: diese Sicherheit der erdraumgegebenen Lebensbedingungen stellt, trotz aller örtlichen Verschiedenheiten zwischen Süd- und Ostasien, in der Gesamtheit der Monsunländer immer wieder ein Zusammengehörigkeitsgefühl her, das sich, wenn auch vielfach unterbrochen, durch etwa drei Jahrtausende ihrer Geschichte zieht und ihnen die angebahnte Herstellung einer gemeinsamen Front gegen ihre Unterdrückung erleichtert, zu der die Stimmungsvorbereitung im Gang ist.

Aus solchen gemeinsamen geographischen Grundlagen werden Erscheinungen verständlich, wie das Durchdringen ihnen eigentümlicher Kulturströmungen, wie indische Formensprache und Weltweisheit, besonders in der Ausprägung des Buddhismus und chinesischer Staatsphilosophie, aber auch eine Gemeinsamkeit materieller und ideeller Lebensgüter, deren Voraussetzung eine Gemeinsamkeit der Lebensgrundstimmung ist, wie sie nur dauernde, erdgebundene Züge der Landschaft in vielen Geschlechtern großziehen können. Solche sind, um nur einige zu nennen, ähnliche Erdvorstellung, Staatsauffassung, Lebensanschauung, Verhältnis zwischen

Alter und Jugend, Zurückstellung der Einzel-Persönlichkeit hinter Gemeinschaftswerte, Frühehe, Familienstruktur, Gildenwesen. Die Verankerung in so weiten Gebieten verleiht solchen Einrichtungen und Idealen Dauerwert, wie sie ihn anderwärts nicht besitzen.

Nur die Tatsache, daß es auffallend lange gewährt hat, bis das Abendland sich Aufnahms- und Vermittlungsorgane für die neuzeitliche Literatur der Monsunländer schuf, kann es erklären, daß man deren Stimme so lange überhörte und die Zeugen übersah, die offen auf die falsche Einstellung des Westens hinwiesen, so die Literatur der panasiatischen Gesellschaften, der Ostasiatischen Rechtsschutz-Vereinigung, ganz zu schweigen von dem reichhaltigen Schriftentum der indischen Unabhängigkeitsbewegung. Freilich hat man aus imperialistischen Beweggründen vielfach nicht hören und sehen wollen!

Freilich werden wir auch an der damit wohl bewiesenen anthropogeographischen Seite dieser Einsicht nicht mehr vorbeigehen können, wenn fast gleichzeitig in so ernst zu nehmenden Büchern, wie Lothrop Stoddards „New World of Islam“ die Literatur des indischen Erdraums, in Gilbert Reids „China captive or free“ die des chinesischen geradezu für den geopolitischen Handgebrauch zusammengetragen wird, wenn Rabindranath Tagore in seiner in Tokio gehaltenen Rede an Japan das Inselreich zur Treue gegenüber seiner asiatischen Eigenart ermahnt, und ihm dabei die wesentlichen Züge der über dem gesamten Erdraum schwebenden gemeinsamen Ideologie entschleiert, wenn die Reden der führenden Juristen und Völkerrechtler der Monsunländer bei den ostasiatischen Rechtsschutzkongressen — unter andern Don Manuel Quezons, des Senatspräsidenten der Philippinen — die Stimmung der völkerpsychologischen Dynamik des fernen Ostens rechtlich zu untermauern versuchen.

Es ist dann nicht mehr die so berüchtigte Freude der „Gelben Presse“ an gefahrlos und doch gefahrweckend in die weite Fläche des Pazifik hinein zu malenden Kriegsbildern der Zukunft, wie sie angelsächsische und russische Admirale und Landführer aus begreiflichen Einstellungen von Zeit zu Zeit schaffen, die Verdrängungslust zum Fabulieren reizt. Nein! Die ernste, von den Sprachführern der eher ausgleichenden panpazifischen Union, wie A. H. Ford, von Leuten, wie Tokutomi in seinen Japanese-American Relations, von Dean C. Worcester und Russel für die Philippinen vertretene Mahnung der erdentstammten Tatsachen sollte uns zwingen, Zusammenhänge in der Zukunft zwischen dem pazifischen und atlantischen Kraftfeld zu sehen. Denn es bestehen solche kontinentale und ozeanische Zusammenhänge, die nicht nur als geopolitisches Exempel viel Stoff zum Nachdenken für uns enthalten, vor allem auch über die publizistischen Wege, auf denen man der Wiedergewinnung verlorener Selbstbestimmung präludiert, sondern auch solche, die für unser eigenes Erhalten unserer Lebensform im engern und allerengsten europäischen Lebensraum sehr bedeutsam werden könnten.

Der Wiederaufstieg der südostasiatischen Monsunländer mit der ganzen Auf-
triebskraft von über neunhundert Millionen Menschen, die Freiheit und Selbstbe-
stimmung wollen oder doch zu ihr hingedrängt werden, ist eine anthropogeo-
graphische Tatsache. Der allen sichtbar und fühlbar gewordene Aufstieg de
japanischen Inselreiches zu seiner Großmachtstellung ist nur ihre auffälligste geo-
politische Teilerscheinung. Der japanische Inselbogen ist der zum Teil vom Pazifik
überspülte, mit der größten geopolitischen Lagengunst ausgestattete, rassenbiologisch
am besten durchgeschweißte Rand des einheitlichen Blocks, der sich als Ganze
wieder zu seiner immanenten Gleichgewichtslage zu heben anschickt. Darin lieg
Japans Gefahr, aber auch seine Stärke. Für seine Zukunft kommt viel, wenn nich
alles darauf an, ob die Verbindung mit diesem Block durch die schmale Landbrück
von Korea gewahrt bleibt oder gefährdet wird. Hier also, in der richtigen Behand-
lung und Lösung des koreanischen Angleichungsproblems liegt der Schlüssel zu
großjapanischen Zukunft, mit den Monsunländern, vielleicht als ihr Führer, denn
gegen sie gibt es keine. Das weiß man in Japan ganz genau, wenn man es auch
nicht ausspricht, vielleicht um andere Erdräume nicht zu warnen.

Daß man die Lebendigkeit und Zähigkeit des geopolitischen Einheitsgefühls de
Monsunländer anderswo nicht sieht oder auch nicht sehen will, daß sich der „Gold-
saum" nicht auf die Dauer vom „Bettelmantel" Gesamtasiens loslösen lassen wird
bedeutet wenig gegenüber der Tatsache des praktischen Vorhandenseins. E
genügt, wenn es für die beteiligten neunhundert Millionen existiert, und wenn e
aus erdgegebenen Ursachen langsam vom Traumbild zur Gestaltung überzugehen
beginnt. Kleinräumig werdende, in Zersetzungs-Zustände verfallende und darum
das kostbare Gut der Selbstbestimmung verlierende Erdräume, ausschließlich in
wirtschaftlichem Denken befangene Völker, Nationen und Zivilisationen haben di
ganz großen, kommenden geopolitischen Neubildungen oder erdgebundenen Re-
Incarnationen nie gesehen oder sehen wollen, bis sie durch die Tatsachen zum
Sehen genötigt wurden. So erging es der Mittelmeerwelt gegenüber dem Lebens-
drang der nordischen Landschaften und des neuerwachten Orients; so der au
West- und Mittel-Europa ausgedehnten Mediterrankultur, als das Mittelmeer
plötzlich aufhörte, vorwiegender Schauplatz aller Ausstrahlungen der Haupt-
handelswege der Alten Welt zu sein, als es in eine Randlage zurücksank und da
atlantische Weltbild sich eröffnete. Ähnlich erging es an der Wende vom 19. zum
20. Jahrhundert der zwar atlantisch vergrößerten, aber noch nicht pazifisch er-
weiterten Blickeinstellung des Abendlandes, als der endlich durch volle Verkehrs-
auswertung des Pazifik erst wirklich zum Weltverkehr sich schließende Ring da
natürliche Gewicht der indo-pazifischen Monsunländereinheit wieder zur Geltung
brachte, nachdem sie vier Jahrhunderte lang nur in einer Art Raubbau ihrer
hochwertigen Güter aus der Ferne genützt und von den Rändern und kolonialen

Wachstumsspitzen aus unterdrückt und gereizt worden waren, — solange bis ihnen hre erdverbundene Einheit wieder zum Bewußtsein kam.

Nun ist das Gefühl dafür wieder erwacht; und das Feldgeschrei vom Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker, als vorübergehendes taktisches Mittel zum Weltbetrug nicht ungestraft gebraucht, hat nun auch die großen Nachbarn der kleinen Völker mit aufgeweckt: das Selbstbewußtsein der großen Völker, der durch erdentstammte, unvergängliche Erscheinungen verbundenen, unterdrückten Großkultur-Räume. Plötzlich wird sich der Jahrtausende lang ebenso wie sie geplackte mitteleuropäische Kulturraum einer weltumspannenden Schicksalsgemeinschaft mit ihnen bewußt, fühlt sich aus künstlicher Isolierung erlöst und in die Gemeinschaft der mit ihm ringenden Großräume der Erde aufgenommen. Deshalb ist die geopolitische Rieseneinheit der Monsun-Länder und das Selbstbestimmungsstreben ihrer neunhundert Millionen auch für uns Mitteleuropäer „aktuell"!

FRANZ TFRMER:

DIE NATÜRLICHEN GRUNDLAGEN AMERIKANISCHER STAATSENTWICKLUNG

Ein Doppelkontinent wie Amerika fordert zu einer Vergleichung seiner beiden Teile heraus, die schon bei dem Verlauf ihrer äußeren Umrißformen auf gewisse mehr oder weniger deutlich hervortretende Ähnlichkeiten stößt. An ihre Stelle treten geradezu Übereinstimmungen, wenn unter den Wesenszügen beider Erdteile ihre Oberflächengestaltung und ihr Gewässernetz herausgegriffen werden. In beiden zieht je ein Faltengebirge, das die Impulsivität seiner geologischen Jugend noch in den zahlreichen vulkanischen und seismischen Erscheinungen offenbart, an den westlichen Flanken von Norden nach Süden, ausgestattet mit weiträumigen, doch abgeriegelten und daher teilweise abflußlosen Hochlandsbecken, ausgezeichnet durch bedeutende Meereshöhen, die im Nord- wie im Südkontinente mit zu denen erster Ordnung auf der Erde gehören. Demgegenüber erstrecken sich im Osten wohl gleichfalls Faltengebirge erheblicher Längenausdehnung, aber sie sind greisenhaften Alters, sind starr und deuten teils nur noch in ihren Ruinen auf die einst viel gewaltigeren Höhenmaße, teils haben sie mit jüngeren geologischen Deckgebilden, wie etwa in Südamerika, ihr Greisenantlitz verhüllt. Und zwischen jenen beiden Gebirgssystemen weiträumige Tiefländer, die sich von Norden nach Süden durch beide Hälften Amerikas ausbreiten und das Gewässernetz richtunggebend beeinflussen, wie Mackenzie und Orinoko, Mississippi und La Plata, St. Lorenz- und Amazonenstrom. Ähnlichkeiten in den wichtigsten Oberflächenzügen zweier Kontinente liegen hier vor, wie es in gleich scharf ausgeprägter Weise auf der Erde nicht wieder der Fall sein dürfte.

Auf den benachbarten Meeresräumen finden sich Übereinstimmungen in den Inselfluren beider Kontinente, die am deutlichsten bei den jungvulkanischen Inselbögen hervortreten, die Nordamerika mit Asien und Südamerika mit der Antarktis verbinden. Dem Norden beider lagern sich Inselarchipele vor, der arktische und der westindische Archipel, die bei aller Verschiedenheit der Anordnung ihrer einzelnen Glieder zueinander dennoch allein durch die Tatsache der Lage ihres Gesamtkomplexes zum benachbarten Erdteile den Vergleich rechtfertigen.

Zwischen beiden Erdteilen, sie miteinander verbindend, schwingt sich in wechselgestaltigen Umrissen die Landbrücke Mittelamerikas, durchzogen von Kettengebirgen teils äquatorialer, teils meridionaler Streichrichtung und in gewissen Gegenden mit kleineren Flächen von Tiefländern ausgestattet, bei deren beschränkter Ausbreitung die Bedeutung des Gewässernetzes natürlich zurücktritt.

In den klimatischen Verhältnissen treten Übereinstimmungen ebenfalls hervor, allerdings nur in der allgemeinen Tatsache, daß jeder der Teile von der polaren

bzw. kühlgemäßigten bis in die Tropenzone hineinreicht. Aber der Hauptunterschied macht sich doch darin geltend, daß das gegenseitige Verhältnis von Flächengröße der Festlandsmassen und der einzelnen Klimazonen in beiden Erdteilen umgekehrt ist. In Nordamerika fällt die größte Flächenausdehnung mit der gemäßigten und der kühlen Zone zusammen, in Südamerika jedoch mit der tropischen, und gerade seine flächenhaft am stärksten eingeengte Südspitze gehört der kühleren Zone an.

Dehnt man derartige Überlegungen auch auf die Bewohner der beiden Kontinente aus, dann finden sich weitgehende Übereinstimmungen in den ethnischen und kulturellen Verhältnissen der indianischen Urbevölkerung der Voreuropäerzeit, erhebliche Gegensätze aber, wenn die modernen ethnischen Zustände in Nord und Süd verglichen werden. Hier romanisches, dort germanisches Blut, in dem einen Teil weitgehende Vermischung fremden und einheimischen Blutes, in dem anderen Rassenreinheit in ausgeprägtem Maße auf Grund eines edlen großen Rassenstolzes und Rassenbewußtseins.

Solche Übereinstimmungen, derartige Gegensätze in den wichtigsten natürlichen Grundlagen aller Staatsentwicklung, Boden, Klima, Mensch, sind auch in Amerika nicht ohne Einfluß auf die äußeren Formen, auf das innere Wesen der verschiedenen Staaten geblieben. —

Staatswesen hat es auf amerikanischem Boden schon vor der Ankunft der Europäer gegeben. Am weitesten entwickelt waren sie auf den tropischen Hochländern, im südlichen Mexiko wie in dem imponierenden Inkareiche, das Ecuador, Peru und Bolivia zu einem einzigen andinen Staatsverbande weiter räumlicher Ausdehnung zusammenfaßte. Lassen sich bei seinen Herrschern bereits Tendenzen zur Ausbreitung ihrer Macht oder wenigstens ihres politischen Einflusses in die Urwaldgebiete am Ostfuße der Anden erkennen, so haben im nördlichen Mittelamerika in einer viele Jahrhunderte vor der spanischen Invasion zurückliegenden Zeit Kulturträger des Hochlandes in die dortigen warmen Tieflandgebiete staatengründend ausgegriffen. Den großen schlossen sich einzelne kleinere indianische Reiche an, wie in Mittelamerika, Chile, Colombia. Nach den gemäßigten Breiten zu klingen diese Staatswesen aus, sie nehmen an Umfang wie an innerer kraftvoller politischer Formgestaltung ab, und nur auf nordamerikanischem Boden vermochte die Zusammenfassung mehrerer Stammesverbände zu Bündnissen eine gewisse Zeit hindurch politisch mächtige Einheiten zu schaffen.

Der Formenwechsel solcher Einheiten beruht auf der verschiedenen Lebensweise der Bewohner, wie sie durch Boden und Klima richtunggebend beeinflußt ist. Findet sich doch in den alten Kulturreichen Seßhaftigkeit mit Landbau und einer gewissen hohen industriellen Entwicklung vor, denen in den Tiefländern der Tropen wie auf den weiten Flächen der Steppen der außertropischen Breiten eine auf Jagd und

Fischfang angewiesene und daher mehr bodenvage Bevölkerung gegenübersteht. In den polwärts an die Tropen grenzenden Gebieten sind schon in voreuropäischer Zeit nicht unerhebliche Verschiebungen der Stämme vor sich gegangen, die ein Fluktuieren der betreffenden Völkerschaften und daher das Fehlen größerer Staaten von längerer Lebensdauer verstehen lassen.

Abgesehen von der Ausprägung der Lebensweise in Seßhaftigkeit oder Umherschweifen, also der Stetigkeit oder Unrast im Lebensbilde, ist für die damaligen Staatswesen die Entwicklung in den von der Natur vorgezeichneten Raum hinein von besonderer Bedeutung gewesen. Abhängig sind sie von den Verkehrsmöglichkeiten, die die einzelnen Gebiete in sich bergen und mit denen das staatenbildende Volk oder auch nur einige Stammgruppen auf irgend eine Art sich abfinden müssen. Dem vorkolumbischen Amerika ist nur Land- und Flußverkehr bekannt gewesen, der sich bei dem Fehlen jeglicher Zugtiere des Menschen als Transportmittels oder der Flußfahrzeuge bediente. Seeschiffahrt dagegen ist, abgesehen von schwachen Anfängen einer Küstenschiffahrt, den Bewohnern der Küsten des festländischen Amerika unbekannt geblieben; nur auf den Inseln des amerikanischen Mittelmeeres sind die dortigen Bewohner für ihre Rasse tüchtige, mutige Seefahrer gewesen.

Entsprechend diesen Verkehrsformen hatten sich die Staaten entwickelt. Bei überwiegendem oder alleinigem Landverkehr wird meist eine einzige Stadt oder auch Landschaft, die zentral gelegen ist, der Kern und Ausgangspunkt der staatlichen Ausdehnung (Tenochtitlan und Teotihuacan in Mexiko; Cuzco oder der Titicacasee in Peru). Findet der Verkehr auf wasserreichen schiffbaren Flüssen statt, der übrigens innerhalb der alten Kulturreiche nur in den Tiefländern des nördlichen Mittelamerika nennenswert war, kommt es zur Anlage von Siedelungen daselbst, die zu Sammelpunkten von Verkehrswegen ins Landesinnere und daher zugleich zu Umschlagsplätzen des Handels werden, wie sie die Spanier, wenn auch nur noch in kleinerem Umfange, in den Urwäldern des Usumacinta-Flusses antrafen.

In diesen Verhältnissen spricht sich natürlich die Landesnatur aus, und es ist daher kein Wunder, wenn die Europäer nach ihrem Betreten der Neuen Welt diese Grundzüge des Siedelungswesens und die daraus hervorgehende politische Gestaltung übernahmen. Sie legten entweder ihre Kolonien den Küsten unmittelbar benachbart an und grenzten von dort aus ohne genauere Grenzfixierung im einzelnen politische Flächeneinheiten landeinwärts ab oder sie übernahmen einfach die altindianischen Reiche und preßten in die alte äußere Form einen neuen modern europäischen Gehalt hinein, wie in Mexico, Mittelamerika, in den Kordillerenstaaten Südamerikas. So entstanden in wechselseitiger Verbindung von Naturgegebenheiten und geschichtlichen Vorgängen koloniale Staatswesen mit vorwiegend kontinentaler, maritimer oder potamischer Struktur.

Mit dem 16. Jahrhundert begann die europäische Kolonisierung Amerikas, die Aufteilung der weiten Ländermassen unter die abendländischen Nationen nahm ihren Anfang, um erst im 18. Jahrhundert, ja wie die Verhältnisse im Arktischen Archipel zeigen, sogar erst am Ende des 19. Jahrhunderts zum Abschluß zu gelangen. Ein reiner Zufall der Wechselfälle historischen Geschehens war es, daß die Nationen Europas, die bereits in dem Erdteile ihres Heimatlandes einen bestimmten Typus des Staates repräsentierten, in Amerika auf Räume sich angewiesen sahen, die fast zu den auf gleicher natürlicher Grundlage beruhenden Typen politischer Gemeinschaftsformen prädestiniert erschienen. Am augenfälligsten ist diese Erscheinung bei Spanien, das, selbst kontinental, die kontinentalen Reiche Altmexikos und Altperus zu den Stützpunkten seines neuweltlichen Kolonialreiches machte. Und sie blieben auch die kontinental gerichteten Pflanzstaaten ihres kontinentalen Mutterlandes. Neuspanien war das alte Mexiko, vermehrt um die einst gemiedenen Wüsteneien des Nordens; das General-Kapitanat Guatemala lehnte sich an die alten Reiche der Qu'iche- und Kakchiquel-Indianer, an die Pipilreiche El Salvadors und Nikaraguas, an das Guëtarreich in Costa Rica an; Neu Granada war das alte Chibchareich, Peru das der Inkas, und Chile entsprach zu seinem größeren Teile dem alten Staate der tapferen Araukaner: sie alle ursprünglich jeder für sich Agglomerate kleiner Einzelstaaten, die unter die Herrschaft eines zentralen Eroberer-staates gelangt waren. Er hielt sie wohl für indianische Zeiten zusammengeschweißt durch despotisch-militärische Mittel, sah sich aber außerstande, beim Ansturm der Weißen ihren lebhaften staatlichen Emanzipationsbestrebungen energisch genug entgegenzutreten, wie es in seinem eigensten Interesse wünschenswert gewesen wäre. —

Die Kolonien Englands und Portugals trugen maritimen Charakter, in ihnen blieb der Hauptverkehr auf das Meer angewiesen. Westindien, die Guayanas, auch ursprünglich Brasilien, dann besonders die ersten englischen Kolonien in Nordamerika zeugen dafür. Bei der ganzen Art dieser Staaten zu kolonisieren, blieb diese Form die einzig mögliche. Sie konnten mit ihren damaligen Mitteln nicht daran denken, das unermeßlich weite Hinterland tatsächlich in Besitz zu nehmen und hatten auch zunächst gar kein eigentliches Interesse daran. Erst allmählich gewöhnten sich Engländer und Portugiesen, sich Privilegien auf die Erschließung des Landesinnern ausstellen zu lassen. Doch das Streben von der Küste weg in den Kontinent hinein fand seine Grenze sowohl an den zu überwindenden Flächenausdehnungen wie an den aufreibenden Kämpfen mit den Landeseingeborenen. Dann erst unternahm es einen neuen kraftvollen Vorstoß, als die einzelnen Kolonien sich zusammenschlossen, freiwillig von selbst (Neuengland) oder unter Leitung des Mutterlandes (Brasilien). Dabei gelang es im Norden in der Union ein Staatsgebiet zu schaffen, das die beiden größten Weltmeere sich zu Nachbarn machte, während der fast in gleicher Lage sich findende Partner im Süden am Wall der Kordilleren

Halt machen mußte. Beide, weder die Union noch Brasilien, verleugnen auch heute nicht ihre alte Interessensphäre an der Küste des Atlantischen Ozeans. Die Hauptdichtegebiete ihrer Bevölkerungen, ihr Hauptverkehr, die Zentralsitze ihrer Regierungen, ihre Hauptstädte liegen immer noch in der östlichen, atlantischen Landeshälfte in unmittelbarer oder dichter Nähe dieses Weltmeeres.

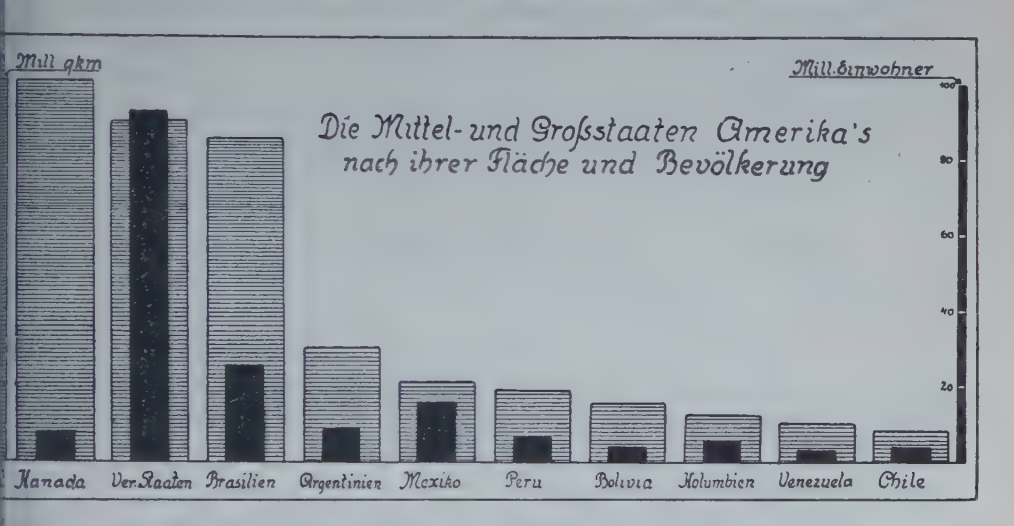
Das Spiel des Zufalls in der angegebenen Richtung tritt bei Frankreich besonders zu tage. In Europa ein Staat mit stark potamischem Einschlag, sieht es sich in Nordamerika zur Besitznahme binnenländischer Gebiete gezwungen. Seine Entdecker und Kolonisatoren benutzen die natürlichen Zugangsstraßen in das Innere, die beiden Riesenströme St. Lorenz und Mississippi. Infolge der Verkehrsbedeutung dieser beiden ist es nur natürlich, wenn auch die Hauptsiedelungen und Niederlassungen an ihren Ufern angelegt werden. Zu einer intensiveren Besiedelung größerer Flächen landeinwärts von ihren Ufern fehlt auch Frankreich noch das nötige Menschenmaterial. Der breite Zwischenraum zwischen Mississippi und Appalachen, also zwischen französischer und englischer Interessensphäre, bleibt einfach noch das „no man's land“.

Wo in Südamerika Riesenströme bequeme Verkehrszugänge in das Herz des Kontinents hinein bieten, lehnt sich die staatliche Entwicklung auch an diese an, wie am La Plata und seinem Einzugsgebiet. Auch an seinen Ufern haftet lange das staatliche Leben Argentiniens. Auch hier bleibt der Raum zwischen diesem Strom und den andinen Gebirgen, von deren Abhängen herab vom Stillen Ozean her die spanische Kolonisation Westargentiniens begann, zunächst siedelungsfreies Land.

Die Kolonialzeit findet mit der selbsttätigen Loßreißung der Neuenglandstaaten und der lateinischen Kolonien von ihren Mutterländern ihren Abschluß. Selbständige moderne Staaten entstehen in Amerika, die in den Kämpfen um ihre Konsolidierung keinen Anlaß finden, aktiv in die Weltpolitik einzugreifen. So sind drei Viertel der Fläche der Neuen Welt republikanisches Staatsgebiet geworden, nur ein Viertel ist noch in europäischem Staatsbesitz verblieben. Von ihm ist den Engländern mit über 10 Millionen qkm Fläche und über 9 Millionen Einwohnern der Löwenanteil zugefallen. Kommt auch diese Fläche jener Europas gleich, so darf man doch nicht außer acht lassen, daß die Bewohnerzahl ungemein dürftig ist im Vergleich zu derjenigen der anderen großen amerikanischen Staatsgebilde. Nur ein Siebzehntel der gesamtamerikanischen Bevölkerung entfällt auf die Bewohner der europäischen Kolonien; in ihnen überwiegt Kanada weit die anderen.

Diese 21 Republiken sind bis auf eine englische romanisch, 18 sind spanischer, je eine ist portugiesischer oder französischer Herkunft. An Einwohnerzahl steht die nordamerikanische Union nach Zahl wie nach Qualität ihrer Bewohner am günstigsten da, weil die Zunahme durch Einwanderung eine konkurrenzlose Höhe im Laufe der Zeiten erreichte und diese Masse in einem einzigen, in sich geschlossenen

taatsgebiete siedelt. Und auch vom Rassenstandpunkte aus betrachtet stehen die
ereinigten Staaten mit ihrer überwiegend weißen Bevölkerung viel besser da, als
ie mit dem Ballast einer politisch desinteressierten Indianerbevölkerung beschwerten
ateinischen Republiken. Diese von der Masse der Bevölkerung ausgenommen und
hr dafür aber noch die Mischlinge zugezählt, verbleibt kaum noch ein Rest von
inem Drittel, der aktiv in der betreffenden Landespolitik eine Rolle spielt. Zudem
arf bei diesen bevölkerungspolitischen Fragen auch das Klima insofern nicht un-
erücksichtigt bleiben, als die Union der gemäßigten Zone mit einem die Spann-
raft von Körper und Geist erhaltenden Klima angehört, die romanischen Repu-



liken hingegen zum größeren Teile in den allenfalls durch Höhenklimate ge-
nilderten warmen Tropen gelegen sind, wodurch eine Beeinträchtigung körper-
icher Qualitäten und eine Herabminderung der geistigen Elastizität hervorgerufen
vird. Das besagt aber nicht, daß darum jenen Staaten eine zum Teil vorzügliche
ntelligenz in den führenden Schichten fremd wäre.

Heute besitzen drei amerikanische Staaten, Kanada (10 Millionen qkm), die Ver-
einigten Staaten von Amerika (9 Millionen qkm) und Brasilien (8,5 Millionen qkm)
Flächenausdehnungen, die derjenigen Europas durchaus ebenbürtig sind. In ihrer
Volksdichte zeigt sich aber die überragende Bedeutung der Union mit 10 Einwoh-
nern auf den Quadratkilometer Fläche zu jener Brasiliens mit 2,9 und Kanadas
mit 0,7.

An zweiter Stelle in der Größenordnung stehen die Staaten Argentinien (3 Mil-
ionen qkm), Mexiko (2 Millionen qkm) und die Kordillerenstaaten Peru, Colom-
bia, Bolivia und Venezuela, die sämtlich noch über 1 Million qkm Fläche besitzen.

Argentinien ist unter ihnen durch seine wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Zukunftsaussichten der wichtigste, weil er außer einem der weißen Einwanderung günstigen Klima auch vortreffliche, landwirtschaftlich nutzbare Böden aufzuweisen hat. In Mexiko mindert, bei sonst nicht ungünstigen Bodenverhältnissen, teilweise ein ausgesprochen regenarmes Klima, teils soziale Einrichtungen wie der Großgrundbesitz ein gesteigertes Einströmen weißer Einwanderer. Aber dieses Ferment braucht Mexiko bei seiner zahlreichen indolenten indianischen und Mischlingsbevölkerung (Mestizen) ganz besonders zum wirtschaftlichen Aufstieg, wenn es etwa mit dem rasch emporblühenden Argentinien und Brasilien wetteifern will. Wie sehr die Bevölkerung Mexikos kulturell noch derjenigen Argentiniens und gar erst der Vereinigten Staaten unterlegen ist, beweist am besten die Tatsache, daß noch 8 bis 10 Millionen der autochthonen Bevölkerung neben dem Katholizismus auch Anhänger des alten Heidentums in irgend welchen fortvererbten Formen geblieben sind. Offiziell führen die Zensuslisten natürlich diese Individuen als Katholiken auf (Manuel Gamio, La Población del Valle de Teotihuacan, Mexiko 1922).

Die Kordillerenstaaten Südamerikas sind Hochlands- und Tieflandsstaaten, da sie große Gebiete noch an den Ostabhängen und im östlichen Vorlande der Anden besitzen. Ihr politisches Schwergewicht liegt wie in alter Zeit im Hochlande und wird es aus klimatischen Gründen auch bleiben müssen. Mittel- bezw. Kleinstaaten sind die übrigen modernen Staatswesen Amerikas geworden, wie die mittelamerikanischen Republiken und die noch nicht genannten südamerikanischen. Chile ist unter ihnen der bedeutendste infolge seiner reichen Bodenschätze und seiner energischen, tatbewußten Bevölkerung.

Zum Ausgangspunkt zurückkehrend, um die Lage der amerikanischen Staaten im Erdteilganzen hervorzuheben, sei betont, daß die Mehrzahl der Staaten physisch heterogene Gebilde im Sinne Alexander Supans sind. Verhältnismäßig einfach die Kordillerenstaaten, dann Mexiko und die mittelamerikanischen Republiken, komplizierter dagegen die Kontinentalstaaten Nordamerikas und Brasilien wie Argentinien. Denn sie fassen bei ihrer Flächenerfüllung so weiträumige Gebiete in sich, daß in ihnen fast die gesamte Heterogenität der Kontinente in ihrem physischen Aufbau zur Geltung kommt. Und sie führt denn auch in der nordamerikanischen Union zu einer großzügigen meridional streifenförmigen Anordnung der Haupteinzellandschaften, die sich in der Reihenfolge: atlantische Küstenstaaten, Appalachen, Mississippi-Tal, Prärienplatte, Kordillerensystem ausprägt. Eine gleiche Aufeinanderfolge fehlt Brasilien, weil es ihm versagt blieb, auch noch andine Hochgebirge seinem Staatenverbande einzuverleiben. Physische Homogenität in gewissem Sinne zeigt Paraguay, obwohl auch bei ihm der Typ nicht mehr völlig rein erhalten ist, weil dieser Staat durch sein Übergreifen auf die Ausläufer des brasilianischen

Berglandes östlich des Paraguay-Flusses den Tieflandscharakter nicht mehr in seiner ursprünglichen Einheitlichkeit zeigt. —

Die auf Grund der natürlichen Verhältnisse und des Ablaufs geschichtlicher Ereignisse erfolgte Entwicklung der amerikanischen Staaten hat zu Staatsindividuen mit differenzierter geopolitischer Struktur im einzelnen geführt. Schon in den großen Zügen treten solche Differenzen hervor. Die beiden Riesenstaaten Nordamerikas und sein Endland Mexiko grenzen an die beiden Weltmeere, den Atlantischen und den Stillen Ozean. Von den südamerikanischen besitzt diesen Vorzug keiner: sie sind einseitig maritim gerichtet. Nur zwei Staaten, die erst an zweiter und dritter Stelle sich einreihen, greifen von dem einen zum andern Weltmeer hinüber, Colombia und Chile. Den Vorzug der Zweiweltmeerlage besitzen auch die mittelamerikanischen Republiken mit Ausnahme des kleinen El Salvador. Ihrem Wesen nach verkehrsgeographisch von höchster Wichtigkeit, haben sie eben deswegen ihre Eigenbedeutung eingebüßt oder werden sie vielleicht einmal gänzlich verlieren. Der mächtige Nachbar im Norden braucht sie und sucht sie für seine erdteilumspannenden und allgemeinen weltpolitischen Ziele zu nutzen.

Geopolitisch überragt die Union alle anderen amerikanischen Staaten, jener kontinental gerichtete und doch auch wieder mit einer maritimen Duplizität ausgestattete Staatskomplex, in seiner klimatisch bevorzugten Breitenlage, mit seinen energischen, zielstrebigen Bewohnern, mit seinen unermeßlich reichen Bodenschätzen. So sind die Vereinigten Staaten vermöge ihrer geopolitischen Struktur der Magnet geworden, der das Kraftfeld panamerikanischer Politik beherrscht und der seinen Wirkungsbereich zunächst nach Westen über den Stillen Ozean hinweg ausdehnen möchte. Mit den Vereinigten Staaten können weder das klimatisch benachteiligte Kanada noch das bevölkerungspolitisch nachstehende Mexiko in Wettbewerb treten. In Südamerika fehlt zunächst noch ein derartiges Übergewicht. Aber die Voraussetzungen zu seiner Entwicklung sind vorhanden. Brasilien ist nicht nur ein Staat riesiger Flächengröße, sondern er erscheint auch dazu berufen, durch seine noch so gut wie unerschlossenen Bodenschätze ein nicht so sehr unebenbürtiger Partner der Union zu werden, ohne ihr aber ganz gleichzukommen oder sie einst gar zu überflügeln. Denn dazu fehlen diesem Staate drei wesentliche geopolitische Elemente: ein üerall in seinem Staatsgebiet günstiges Klima, eine Zweiweltmeerlage und eine ihrer Zahl nach ausreichende, genügend raumfüllende, unternehmungslustige, arbeits- und leistungsfähige Bevölkerung reinrassiger Zusammensetzung.

HERMANN LAUTENSACH:
DIE MITTELMEERE ALS GEOPOLITISCHE KRAFTFELDER

Die großen Landmassen der Erde ordnen sich, wie ein Blick auf den Globus lehrt, in die Gestalt eines Sternes, der den Nordpol umgibt und drei gewaltige Strahlen südwärts entsendet. Unter 70° n. B. allenthalben das Nördliche Eismeer ablösend bilden sie bis 60° einen fast geschlossenen zirkumpolaren Ring. Dann aber fliehen sie auseinander und keilen schließlich in den drei Endländern Südafrika, Australien und Südamerika unter 35°, 45° bzw. 55° s. Br. aus. 11800 km weit erstreckt sich Europa-Afrika vom Nordkap zum Nadelkap, 13300 km Asien-Australien von den Neusibirischen Inseln bis zum Tasmanischen Südkap, 15400 km gar Amerika von Kap Kolumbia bis Kap Hoorn. Die Sterngestalt offenbart den fundamentalen Grundzug in der Anordnung der Landmassen, die NS-Ausdehnung, die von den trennenden Weltmeeren, ganz besonders dem Atlantischen Ozean, wiederholt wird. Über dieses Grundmotiv lagert sich jedoch ein zweites. Die Strahlen hängen mit dem Körper des Sternes nicht lückenlos zusammen, werden vielmehr in niederen Breiten von einer Bruchzone durchsetzt, die die Erde in Gestalt eines größten Kugelkreises nahezu in OW-Richtung umzieht. Dieser Bruchzone folgend durchdringen die drei Mittelmeere — Europäisches Mittelmeer, Amerikanisches Mittelmeer mit Golf von Mexiko und Karaibischem Meer, Austral-asiatisches Mittelmeer — die Landmassen, sondern die drei Endländer ab und sellen eine mehr oder weniger vollständige Querverbindung der Weltmeere untereinander her. Die in diesem Grundzug liegende hervorragende verkehrspolitische Bedeutung der Mittelmeere wird dadurch noch verstärkt, daß die Umgebung der Landmassen entlang den Küsten des Nördlichen Eismeeres praktisch ohne Bedeutung ist, und daß die großen Kultur- und Machtzentren der Erde bisher fast ausschließlich in den gemäßigten Breiten der Nördlichen Halbkugel liegen, so daß für sie die Umschiffung der Südspitzen der Endländer einen ungeheuren Verlust an Zeit und Kraft bedeutet. Neben dieser fundamentalen Eigenschaft der Lage sind den drei Mittelmeeren noch andere Wesenszüge gemeinsam. Ein solcher ist vor allem die Tatsache, daß sie je in einen breiten Gürtel von Kettengebirgen eingebettet liegen, die hochaufragend, langgestreckt und häufig paßarm die Mittelmeere nach außen abschließen und ihren Räumen eine ausgesprochene Individualität verleihen. Solche Züge sind weiter der Reichtum an Halbinseln, Vorgebirgen und Inseln, das Vorherrschen stetiger in sanfter Stärke den größten Teil des Jahres wehender Winde — Etesien, Passate oder Monsune —, die zahlreichen Fundstellen von Erdöl in der näheren oder weiteren Umgebung (Baku, Mossul, Mohammera, Birma, Sumatra, Java, Borneo, Tampico) und das Fehlen guter Kohle. Da die Mittelmeere in recht verschiedenen geographischen Breiten liegen, weichen sie in ihrem Klima, im natürlichen Pflanzenkleid

und der landwirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeit ihrer Umländer wesentlich voneinander ab. Trotzdem ist der Zwang der eben skizzierten Grundzüge so groß, daß der geschichtliche Ablauf der politischen Ereignisse und die derzeitige Verteilung der politischen Kräfte in ihnen eine auffällige Übereinstimmung aufweist. Diese gemeinsamen geopolitischen Züge darzustellen ist der Zweck dieser Studie.

Als geopolitische *Kraftlinie* möchte ich unter Anlehnung an J. *Wütschke* (Literaturverzeichnis Nr. 18) die räumliche Richtung einer politischen Machtentfaltung oder wenigstens eines politischen Machtbegehrens bezeichnen. Eine *Wachstumsspitze* ist nach *Ratzel* (13) und *Haushofer-März* (4) ein von einer Macht in einen fremden Lebensraum hinein vorgetriebener politischer Stützpunkt. Die Wachstumsspitzen sind die Endpunkte geopolitischer Kraftlinien und unter Umständen die Ausgangspunkte eines neuen Kraftlinienbündels. Ein Erdraum, in dem die geopolitischen Kraftlinien eines Staates sich vereinigen oder verzweigen und mit den Kraftlinien anderer Staaten sich kreuzen oder zusammenprallen, ist ein *geopolitisches Kraftfeld*.

Das älteste geopolitische Bild, das sichere Geschichtsüberlieferung uns bietet, ist in den drei Mittelmeerräumen ein überraschend gleiches, obwohl keiner von ihnen im politischen Gesichtskreis des anderen lag. Am ausgeprägtesten sind die Züge dieses Bildes im *europäischen Mittelmeerraum*, denn dieser ist am kräftigsten durch Gebirge und Wüsten gegen die Nachbarländer abgeschlossen und besitzt nur einen einzigen, 15 km breiten natürlichen Auslaß zum Weltmeer. Hier machten es schon in grauer Vorzeit die Etesien dem noch seeungewohnten Schiffer leicht, sich im gebrechlichen Fahrzeug der See anzuvertrauen, um sich bei stets klarer Sicht von Insel zu Insel, von Vorgebirg zu Vorgebirg zu wagen, „bis er sich zu immer größerer und freierer Beherrschung der Elemente durcharbeitet, die leitende Küste verläßt, den umlaufenden Winterstürmen trotzt, und so vom Küstenfahrer zum wahren Seemann wird" (Philippson, 12). Das erste Volk, dem wir eine Stützpunktpolitik nach unseren Begriffen zuerkennen müssen, sind die *Phönizier*. „Sie hatten alle günstigen Inseln, Halbinseln und Küstenpunkte ihrer Welt besetzt; es sollen deren allein im Mittelmeer über 300 gewesen sein" (März, 4). Ihre Kraftlinien liefen von der nordsyrischen Küste, den einzelnen Buchten des Mittelmeeres folgend, über See und endeten in den Wachstumsspitzen, den „Kolonien". Ganz ähnliche Züge zeigt einige Jahrhunderte darauf die politische Expansion der *Griechen* sowie im Mittelalter die Machtausbreitung der Venezianer, Genuesen und Pisaner. Von den Römern abgesehen schieden sich die im Mittelmeerraum auftretenden Völker bis in die Neuzeit hinein streng in *Seevölker* und *Landvölker*. Die geopolitischen Kraftlinien, die die letzteren entwickelten, paßten sich aufs engste den Küstenumrissen an. Ihre geopolitischen Unternehmungen sind zu gewaltigen Umwegen gezwungen und benutzen die Meer- und Landengen zum Übergang. Das ist das

Gemeinsame an den Zügen der Perser unter Xerxes, der Makedonier unter Alexander dem Großen, der Westgoten unter Alarich, der Araber unter den omaijadischen Kalifen. Wie sich die überseeische Kolonisation der alten Griechen noch heute in der Verbreitung der Wohnsitze der Neugriechen ausprägt und infolgedessen zum Wiederaufleben der alten Kraftlinien in jüngster Vergangenheit geführt hat, so haben die Landunternehmungen der Araber zu einer scharfen, noch heute politisch wirksamen Scheidung im Mittelmeergebiet geführt, insofern der Süden und Osten dem mohammedanischen Orient zugehört, den trotz der ungeheuren Schwächung der türkischen Stellung in den letzten 100 Jahren immer noch schwache Kraftlinien von Konstantinopel über Ägypten nach Marokko durchziehen. Eine dritte Erscheinung, die im Altertum eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besaß und erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts zu einer vorwiegend historisch interessanten Arabeske im geopolitischen Bilde des Mittelmeerraumes herabgesunken ist, stellt das Seeräuberunwesen dar. Es schöpfte seine Kraft aus der Häufigkeit buchtenreicher, Schlupfwinkel bietender Küsten angesichts eines wohlhabenden Gegengestades oder einer verkehrsbelebten Seestraße. Am meisten waren und sind die illyrische und die marokkanisch-algerische Küste berüchtigt. Noch heute gilt die Segelanweisung, von der Gibraltarenge aus entlang dem 36. Breitenkreis nach O zu fahren und die marokkanische Küste um Kap Tres Forcas zu meiden (Th. Fischer, 3).

Als Kolumbus zum ersten Mal seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, waren die Karaiben gerade dabei, vom Festland Südamerikas aus, der Kette der Antillen folgend, Westindien zu erobern. In ihren mächtigen Einbäumen, den „Piraguas", die eine Borderhöhung von 40 cm hohen, aufgenähten Planken trugen, und 50 bis 60 Mann Besatzung faßten, fuhren sie, vielleicht mit Hilfe von baumwollenen Segeln, von Insel zu Insel. Die Kleinen Antillen waren fest in ihrer Hand, sie hatten sich schon das Übergewicht auf Boriquen (Portorico) verschafft, indem sie die Vorbewohner, die Aruak, schnell ausrotteten, auf Haiti hatten sie ein Reich mit aruakisch-karaibischer Mischbevölkerung gegründet; sie bedrängten die aruakischen Kaziken an der Nordküste dieser Insel und ließen schon ihr Kriegsgeschrei auf Kuba erschallen, da setzte die Entdeckung Amerikas ihrem weiteren Vordringen ein Ziel. Die Ostküste Nikaraguas beherbergte gleichzeitig ein gefürchtetes Seeräubervolk, die Misquito nicht Mosquito), die ihre Züge bis nach Belize in Honduras, dem Golf von Darien und Jamaika ausdehnten. In Zentralamerika erfolgte die Ausbreitung von Kultur und vermutlich auch politischer Macht in der Vorentdeckerzeit, den Leitlinien des Landes entsprechend, von Nord- und Südamerika aus. Noch heute reichen die südamerikanischen Chibcha-Sprachen bis nach Honduras hinein, und die in Nordamerika wurzelnde Naua (Azteken)-Kultur zieht sich auf der waldlosen und damit gangbareren pazifischen Seite bis nach Costarica (W. Krickenberg in Buschan, Illustrierte Völkerkunde 1922, 1. Bd.).

In Indonesien war der portugiesischen Eroberung die Ausbreitung einer malai-chen Völkerwelle unmittelbar vorhergegangen. Überall hatten die durch ihren ebensraum ungemein seetüchtig gewordenen Malaien die Küsten und die unteren lußläufe besetzt, und diese Welle war nur die letzte einer größeren Zahl. Durch e war die Urbevölkerung ins unwegsame, nahrungsarme, gebirgige Innere der inzelnen Inseln verdrängt worden (H. Meyer, 10). Überall blühte auch hier das eeräuberunwesen. Die Riasküste des Südchinesischen Meeres wird noch heute urch chinesische Piraten unsicher gemacht.

Es ist ein Bild sehr unvollkommener politischer Entwicklung, das diese Parallele wischen den drei Mittelmeerräumen in der Vorentdeckerzeit uns enthüllt. In keinem er bisher erwähnten Fälle ist es zu einer völligen politischen Beherrschung eines er Mittelmeergebiete gekommen. Die Eigenschaften des Gesamtraumes konnten is dahin ihre Wirkung nur selten geltend machen, und die geschilderten politischen üge finden sich unter analogen natürlichen Verhältnissen einzeln auch an anderen tellen der Erde. Weder das Austral-asiatische, noch das Amerikanische Mittel-neer ist aus eigener Kraft weiter gelangt. Nichts zeigt die überragende Bedeutung es europäischen Mittelmeerraumes und der Völker vorwiegend weißer Rasse larer, als der ungeheure Vorsprung, den die staatliche Organisation der Römer or den Völkern der anderen Mittelmeere hatte. Rom, der Mittelpunkt der Land-chaft Latium, wurde dank seiner zentralen Lage das Haupt der Apenninenhalbinsel. Von dieser allein aus wurde die Beherrschung des östlichen wie des westlichen Mittelmeerbeckens möglich, nachdem der einzige in Betracht kommende Gegner, as ebenso beherrschend gelegene Karthago, in einem dreifachen Kampf auf Leben nd Tod niedergerungen war. Das römische Weltreich deckte sich mit dem natür-ichen Lebensraum des Europäischen Mittelmeeres und wurde durch dieses selbst usammengehalten. Es zerfiel, als es versuchte, über die Grenzen dieses Lebens-aumes hinauszuwachsen.

Das Zeitalter der Entdeckungen, mit dem die weltpolitische Bedeutung der beiden nderen Mittelmeere anhebt, schaltete das europäische als Objekt weltpolitischer Machtbetätigung zunächst fast gänzlich aus. Das jetzige geopolitische Kraftfeld les europäischen Mittelmeerraumes bildet sich erst im Laufe des 19. Jahr-hunderts allmählich aus und gewinnt mit der Durchstechung des Suezkanals ungemein an Intensität. Durch diese erst wird die fundamentale Eigenschaft der Lage zur vollen Wirkung gebracht. Das Rote Meer und schließlich auch der Persische Golf werden in den Bereich dieses Kraftfeldes gezogen. Die Kraftlinien-verteilung zeigt heute einen doppelten Grundzug. Wir sehen einerseits europäische Festlandsvölker, die ans Mittelmeer grenzen, die Spanier, Franzosen und Italiener, nach dem afrikanischen Gegenstande quer hinübergreifen, und sehen andererseits eine Weltmacht, England, das Mittelmeer in seiner vollen Länge von Gibraltar

bis Aden durchstoßen (März, 4; Mohr, 11; Maull, 9; Rühl, 15). Den Anfang in dieser Entwicklung machte Frankreich. „Der Westeuropäer", sagt Réclus treffend, „der seinen Blick in der großen Welt erweitert hat, sieht in unserer Geschichte zwei entscheidende Tage, den einen des Unglücks, den anderen des Triumphes. Das nicht mehr gut zu machende Unglück ist nicht Pavia, Waterloo oder Sedan, es ist Quebec; bei dieser Stadt in den Ebenen von Abraham entriß man uns die Herrschaft über Amerika und vielleicht die Weltherrschaft am 13. September 1759! Der große Triumphtag aber, keiner der so tönenden und doch so unfruchtbaren Siege auf dem Schlachtfelde, an denen unsere Geschichte so reich ist, war nicht Marignan, nicht Roiroi, nicht Fontenay, Marengo, Austerlitz, Jena oder Wagram, sondern die Eroberung Algiers am 5. Juli 1830!" Meisterhaft haben es die Franzosen von diesem Tage an verstanden, ihren Kolonialbesitz allen Schwierigkeiten zum Trotz über die gesamten Atlasländer auszudehnen. In schweren Kämpfen gegen die mohammedanischen freiheitsliebenden Gebirgsbewohner unterwarfen sie Algerien, 1882 erklärten sie den Schutz über Tunis, und schließlich machten sie sich im Laufe der beiden Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in einer mit Waffengewalt durchgeführten „pénétration pacifique" zu Herren von Marokko. Um Marokko hatten sie mit den europäischen Mächten hartnäckige diplomatische Kämpfe auszufechten (Verständigung mit England: 8. April 1904, mit Spanien: 3. Oktober 1904, Ringen mit Deutschland: Algecirasakte 7. April 1906, Marokkoabkommen 4. November 1911, Versailler Vertrag, Art. 141—146, 28. Juni 1919). Von dem mittelmeerischen Kriegshafen Toulon laufen heute die französischen Kraftlinien quer durch das Westbecken des Mittelmeeres nach Bizerta, dem stark befestigten Flottenstützpunkt in hervorragender Lage in der Nähe Karthagos, nach der neuerdings befestigten Insel Dscherba unfern Tripolitanien, nach Algier und Oran. Sie werden durch die französischen Seekabellinien in charakteristischer Weise betont.

Frankreichs koloniale Erfolge hatten das erst 1866 geeinte Italien ins Hintertreffen gebracht. Italien hatte sich 1878 den Erwerb der tunesischen Gegenküste, durch den ihm die Sperrung der nur 140 km breiten Straße von Sizilien leicht geworden wäre, entgehen lassen. Tunis, in dem unter der weißen Bevölkerung die Italiener weit überwiegen, war nach den Worten Crispis eine von französischen Soldaten bewachte italienische Kolonie geworden. Da griff es in letzter Stunde zu und bemächtigte sich 1911 des wirtschaftlich ziemlich wertlosen, zuvor türkischen Gegengestades in Tripolitanien (Lybien) und Barka (Cyrenaica). Seither laufen schwache italienische Kraftlinien von Syrakus und Tarent nach Tripolis und Bengasi.

Die spanischen, französischen und italienischen, das Mittelmeer querenden innenbürtigen Kraftlinien werden senkrecht geschnitten von den ungemein kräftig entwickelten außenbürtigen britischen, die den Mittelmeerraum in

seiner vollen Länge von Gibraltar bis Aden durchstoßen und dem weltpolitischen Interesse Englands an einer möglichst kurzen und gegen Erdrosselungsversuche gefeiten Verbindung der Heimat mit dem indischen Kolonialreich entspringen. Planlos und zögernd geht England im 17. Jahrhundert an die Errichtung der ersten Bausteine zu seiner jetzigen überragenden Mittelmeerstellung, denn damals steht es in Mittelmeerfragen noch unter dem Einfluß einer europazentrischen politischen Denkweise und stellt den Gegensatz zu Frankreich und Spanien in den Vordergrund. 1662 gewinnen die Engländer als Mitgift einer portugiesischen Prinzessin Tanger, geben es aber 1663 wieder auf — dasselbe Tanger, das 1904 auf ihr Drängen internationalisiert werden mußte, damit der rechte Pfosten des mittelmeerischen Eingangstores nicht in französische Hände fiel. 1811 nimmt England Ceuta, überläßt es aber 1814 wieder den Spaniern, obwohl dessen natürliche Stärke noch größer ist als die Gibraltars. 100 Jahre lang, von 1703 bis 1802 (mit zweimaliger kurzer Unterbrechung) hält es Menorka besetzt, dem Nelson die höchste Bedeutung für die Beherrschung des westlichen Mittelmeerbeckens zumaß. Nur einen Besitz hält es fest: Gibraltar, das es 1704 erobert und allmählich zu einer großen Kohlenstation und bis heute unbezwungenen Festung ausbaut. 1775 richteten die Briten erstmalig eine Postverbindung nach Indien über Suez ein. Um diese in erster Entwicklung begriffene englische Kraftlinie zu zerstören, geht Napoleon nach Ägypten. Wie sein berühmter Brief an Talleyrand vom 23. September 1797 zeigt, erkennt er die Schlüsselstellung, die dieses Land für den Verkehr von London nach Bombay besitzt. Er denkt schon an die Wiederherstellung der alten Kanalverbindung zwischen Mittelmeer und Rotem Meer, die König Necho um 600 v. Chr. vollendet hatte. Da werden durch Nelsons Seesieg bei Abukir seine kühnen Pläne zunichte, und England gewinnt 1814 die zweite Etappe auf dem Mittelmeerweg nach Indien: Malta. Unter der Leitung eines hochbegabten, in französischen Diensten großgewordenen Österreichers, Ferdinand von Lesseps, wird endlich 1859—69 der 161 km lange Suezkanal gebaut. Die Verwaltung wird einer internationalen Gesellschaft übertragen, in der das unter Napoleon III. wieder mächtig gewordene Frankreich eine führende Rolle spielt. Aber schon 1875 kauft die britische Regierung dem geldbedürftigen Khediven Ismail Pascha einen großen Teil der Suezkanal-Aktien ab. 1878 gewinnt sie Zypern, und 1882 benutzt sie die Gelegenheit eines nationalistischen Aufstandes, um Ägypten militärisch zu besetzen. Seither sind die Engländer die Herren des Nillandes wie des Suezkanals. Aber erst, als im Weltkrieg die Türkei auf die deutsche Seite getreten war, erklärten sie am 18. Dezember 1914 das Protektorat über Ägypten, ja, am 15. März 1922 gaben sie dem Lande wieder formelle Selbständigkeit. Der Kanal mit seinen beiden, zu großen Kohlenstationen ausgebauten Endpunkten Port Said und Port Suez ist jedoch nach wie vor fest in ihrer Hand. Er stellt die „Hauptschlagader des britischen Wirtschaftslebens“ dar

(Martell, 8). 1919 gewinnt England durch Gründung des zionistischen Palästinastaates eine ausgezeichnete Flankendeckung für seine Suezstellung. Den langen schmalen Graben des Roten Meeres schützt es auf der afrikanischen Seite durch eigenen Besitz, auf der arabischen durch den 1916 errichteten Vasallenstaat Hedschas. Die vierte Etappe auf dem Indienweg ist die 19 km breite Straße Bab el Mandeb mit dem pflanzen- und wasserlosen Inselchen Perim und das benachbarte Aden. Aden, „bei dem die Gunst der Lage, die natürliche Festigkeit ähnlich wie bei Gibraltar und die Vorzüge des Hafens, des besten Arabiens, zu stark wirken, um die absolute Verneinung alles dessen, was zu einem auch nur vorübergehenden Aufenthalt anreizen könnte, zur Geltung kommen zu lassen“ (März, 4), haben die Engländer, aus dem Indischen Ozean kommend, schon 1838 gekauft und zu einem stark befestigten Flottenstützpunkt ausgebaut. Perim, das Auge Adens, wurde von ihnen 1857 militärisch besetzt (Supan, 17).

Außer der britischen folgen auch einige andere Kraftlinien der Längsachse des Mittelmeeres und Roten Meeres, vor allem eine französische, die in Obok Halt findet und auf Madagaskar, Réunion sowie Indochina zielt, und eine italienische, die nach Massaua führt. Bis zum Weltkrieg banden sich auch weitgehende deutsche politische Interessen an diese Hauptstraße des Weltverkehrs, die uns den Zugang nach Ostafrika, Kiautschou und der Südsee öffnete. Infolgedessen hielt das Deutsche Reich seit 6. November 1912 ein Kreuzergeschwader im Mittelmeer. Die minimale Bedeutung dieser nichtenglischen Kraftlinien wird jedoch treffend dadurch gekennzeichnet, daß dem ganzen Mittelmeerweg von Vigo bis Bombay ausschließlich britische Seekabel folgen (Schmitthenner, 16).

Die gewaltige Verkehrsspannung, die zwischen den beiden großen Bevölkerungszentren der Erde, Westeuropa und Südasien, besteht, hat im südöstlichen Teil des mittelmeerischen Kraftfeldes zur Entstehung einer zweiten Handelsstraße Veranlassung gegeben. Parallel zu dem „nassen“ Weg nach Indien, der der Furche des Roten Meeres folgt, läuft der „trockene“ Weg, der in Konstantinopel beginnt und die Furche Mesopotamiens und des Persischen Golfes benutzt. Durch den Bau der Anatolischen und der Bagdadbahn hatte Deutschland bis 1918 seinen wirtschaftspolitischen Einfluß auf diesem Wege kräftig nach SO erweitert. Die deutsche Landkraftlinie schnitt sich jedoch in Konstantinopel mit einer russischen Seekraftlinie, die vom Schwarzen Meer aus das Freie suchte und durch den uralten religiösen Drang des russischen Volkes zur Hagia Sophia verstärkt wurde. Diese russische Kraftlinie bedrohte zugleich die englischen Mittelmeerverbindungen aus der Flanke. Die deutsche schnitt sich aber ihrerseits am Schatt el Arab mit der britischen, von Kairo nach Kalkutta schwingenden Linie, die durch den englischen Besitz des geplanten Bagdadbahnnetzes, El Kuweit, und der Bahreininseln gestützt wurde. Der militärischen Kraft Deutschlands gelang es im Weltkrieg, die Stellung

am Bosporus und den Dardanellen bis über den Zusammenbruch Rußlands hinaus zu halten, es erlag aber schließlich der englischen Ausdauer, so daß auch der trockene Weg heute fast in britischer Hand ist (Kjellén, 5; Wütschke, 18).

So zeigt uns das europäische Mittelmeer das kraftvolle Schauspiel eines rücksichtslosen Durchstoßes der britischen Weltmacht vom Atlantischen zum Indischen Ozean. Das entsprechende Schauspiel boten die beiden anderen Mittelmeere schon im Entdeckerzeitalter. Die Spanier, die, durch den Passat geleitet, Amerika gerade an der zugänglichsten Stelle, eben im Raum des Amerikanischen Mittelmeeres, anpackten, überschritten alsbald die Zentralamerikanische Schwelle an ihrer schmalsten Stelle; schon 1513 ergriff Balboa in Panama Besitz von der „Südsee". Von ihrer Schlüsselstellung im Mittelmeerraum aus folgten sie den verhältnismäßig gangbaren Kordilleren nach N und S und stiegen erst von ihnen aus in die Urwaldtiefen des Ostens hinab. So gewannen sie einen weiten Vorsprung vor den Portugiesen in Brasilien und den germanischen Kolonisatoren an der nordamerikanischen Ostküste, die nur langsam in die ungegliederten Massen der beiden Erdteile vorzudringen vermochten. Langsam bröckelt die Mittelmeerstellung der Spanier ab. Seit dem 17. Jahrhundert treten allmählich andere Kolonialvölker, die Franzosen, Niederländer und Dänen, an ihre Stelle. Besonders sind es aber wieder die Engländer, die ihre von NO heranführenden Kraftlinien in hervorragend gewählten Wachstumsspitzen ausmünden lassen. 1815 ist England einem Protektorat über die Landenge von Honduras bis Panama und damit dem Ziel einer Beherrschung auch des Amerikanischen Mittelmeerraumes nahe. Da aber wird ihm von der anderen angelsächsischen Großmacht Halt geboten, und nun entwickelt sich die erst 1776 geborene Union, gestützt auf die Doktrin des Präsidenten Monroe (1823) mit überraschender Geschwindigkeit zur Vormacht des Mittelmeeres. Es ist das die logische Folge der geographischen Tatsachen: Ein ungeheuer weiträumiger Staat, mächtig geworden durch den Reichtum seines Bodens und die energische Arbeitsamkeit seiner Bewohner, steht als einziger in unmittelbarer und offener Verbindung mit dem Mittelmeer. Hier sieht es Landgebiete, die der tropischen Zone angehören, von der allein er fast gänzlich ausgeschlossen ist. Er ersehnt zugleich eine gekürzte Seeverbindung zu der durch die Kordilleren abgeschnürten pazifischen Küste. Eine solche, die allein durch den Mittelmeerraum führen kann, gewinnt zudem in dem Maße an strategischer Notwendigkeit, wie sich die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung mit Japan vergrößert. 1850 muß England infolge seiner geopolitisch ungleich schwächeren Stellung mit dem Clayton-Bulwer-Vertrag den Rückzug beginnen. In zähem Zielbewußtsein unternimmt es die Union, den Mittelmeerraum gegen England allmählich abzuriegeln, ein Unternehmen, das hier ungleich schwieriger ist als beim europäischen Mittelmeer, da wenigstens 4 Hauptdurchfahrten aus dem Atlantik in ihn hineinführen (Florida-,

Windwärts-, Mona- und Anegada-Passage). 1888 vertreibt sie die Spanier aus Kuba und Portorico (Flottenstützpunkte Cienfuegos, Guantanamo und San Juan). 1916 trifft sie ein Abkommen mit der Republik Haiti, das diese praktisch zu einem Werkzeug Usamerikas macht, 1917 werden die Jungferninseln den Dänen abgekauft, und diese Wachstumsrichtung entlang der Linie der Antillen scheint auch heute noch nicht abgebrochen zu sein. Durch die genannte Sperrkette wird die äußere englische Postenkette von Halifax über die neuerdings stark befestigten Bermudas, die Bahamas, die Kleinen Antillen bis Guayana entwertet. Jamaika und Britisch-Honduras im Innern des Beckens sind isoliert. Sie sind keine Wachstumsspitzen mehr, sondern Verkümmerungsspitzen (Mahan, 7; Adams, 1; Wütschke, 18; März, 4). Die Union vollendete ihre Position im Innern des Mittelmeeres durch den Bau des 93 km langen Panamakanals, der am 15. August 1914 eröffnet wurde. Obwohl der mit England abgeschlossene Hay-Pouncefote-Vertrag die Neutralität der Wasserstraße verbürgt, wird doch ein je 8 km breiter Landstreifen zu beiden Seiten des Kanals von der zuvor von Kolumbien abgetrennten Republik Panama erworben und die beiden Kanalenden werden ungemein stark befestigt. Das amerikanische Kapital bemächtigt sich eines großen Teiles der mexikanischen Ölfelder bei Tampico. Schließlich wird 1916 durch einen Vertrag mit der Republik Nikaragua der alte Plan eines Nikaraguakanals der Verwirklichung näher gebracht und die Fonseca-Bucht gepachtet. Die Durchstoßung des Amerikanischen Mittelmeeres durch die Union ist nunmehr vollkommen. Für die nächste Zukunft ist die Auswirkung dieser Tatsache in Gestalt einer starken Zunahme des wirtschaftlichen und politischen Drucks Usamerikas auf die südamerikanischen Andenstaaten zu erwarten, die schon seit längerer Zeit an das Seekabelnetz der Union angeschlossen sind. Auch gibt immerhin schon die Tatsache zu denken, daß Melbourne, Sidney und Auckland nunmehr bequemer von New-York als von London aus erreichbar sind (Lutz, 6; Dix, 2; Reinhard, 14).

Das Austral-asiatische Mittelmeer durchdrangen als erste die Portugiesen. Sie stießen hier 1521 auf die Reste der von O, aus dem Stillen Ozean kommenden spanischen Magalhães-Expedition, und so kam es in diesem einzigen, durch die Natur von beiden Seiten zugänglich gemachten Mittelmeer zu dem ersten Aufeinanderprallen zweier Kolonialmächte, das 1528 mit dem Sieg der Portugiesen endete, so daß diese 1542 in Japan einziehen konnten. Das heutige geopolitische Bild des Austral-asiatischen Mittelmeerraumes ist ungleich komplizierter als das der anderen. Denn hier kreuzen sich die verschiedenartigsten verkehrs- und wirtschaftspolitischen Entwicklungsrichtungen. Verkehrspolitisch ist dieser Raum gekennzeichnet einerseits als Durchfahrtsgebiet zwischen Indischem und Stillem Ozean, andererseits als Brücke zwischen Südasien und Australien. Wirtschaftspolitisch ist er dadurch gekennzeichnet, daß sein Eigenwert infolge der Größe

und der Nutzungsmöglichkeit der in ihn eingebetteten Inselflur den der anderen Mittelmeerräume weit übersteigt. In diesem hohen wirtschaftlichen Wert ihres Kolonialbesitzes wurzelt die Kraft der bisherigen Herren des größten Teiles von Indonesien, der Niederländer. Durch kluge und vorsichtige Politik suchen sie der sich immer höher türmenden kolonialen Schwierigkeiten Herr zu werden (Kielstra, Die Niederländischen Kolonien in Südost-Asien. Kieler Verträge 7. Jena 1922). Während des Weltkrieges haben sie dem Vertrag ihres Kolonialreiches eine ungeahnte Steigerung zu geben vermocht. Allein die Ölausfuhr ist in den Jahren 1916 bis 1918 von 29,5 auf 349,8 Mill. fl. gestiegen. Gerade dadurch aber ist die Begehrlichkeit der ungleich stärkeren Weltmächte geweckt worden, zumal das kleine Holland nicht im entferntesten in der Lage ist, alle wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten dieses Reiches auszunutzen, das 55 mal größer ist als das Mutterland. Der älteste Gegenspieler ist auch hier England. Dieses hat von Indien her allmählich die verkehrspolitisch wichtigsten Positionen besetzt (Penang 1786, Straits Settlements 1824, Singapore 1824, Nordborneo 1881, Hongkong 1842: Supan, 17) und war 1810 bis 1816 sogar schon Herr von Java. In der „Koninklijk Nederlandsche Petroleum-Maatschappij“ ist das englische Kapital führend. Mit der Eröffnung des Suezweges errang die Malakkastraße die unbedingte Überlegenheit über die Sundastraße, und damit wurde das von Raffles mit unübertrefflichem Scharfblick gegründete Singapore der Schlüssel des Mittelmeeres, „einer der Mittelpunkte, um die sich das Leben der Welt dreht“ (Wright). Denn es vereinigt nun die Verkehrsbedeutung von Gibraltar und Kapstadt, von Panama und Punta Arenas. Im Besitze dieser hervorragenden Stellung, die jetzt eine ungemein starke militärische Befestigung erhalten soll, sucht England die von Indien nach Australien laufenden Kraftlinien immer mehr zu verstärken. Schon reicht die von Singapore nach Norden vorgestreckte Bahn bis Bangkok (Karte in Far Eastern Review. Februar 1923); und Kabel- sowie Schiffsverbindungen führen in umgekehrter Richtung nach Port Darwin und Broome. Das im übrigen seit Weltkriegsende ringsum geschlossene britische Indiameerreich weist allein an dieser verkehrspolitisch so empfindlichen Stelle eine klaffende Lücke auf. Sie zu schließen, wird England sich ebenso bemühen, wie es an entsprechender Stelle in Ostafrika den deutschen Besitz ausgetilgt hat. Gegenspieler ist weiter die Union, die 1898 die Philippinen und 1920 die Kabelinsel Yap gewann. Die vielleicht größte Gefahr aber droht dem niederländischen Kolonialreich heute von Japan, das 1895 seine Wachstumsspitze bis Formosa vorschob und 1914 mit der Besetzung der zuvor deutschen Marianen- und Palau-Inseln seine Aufmarschbasis stark verbreiterte. Geopolitisch ist Japan seinen Gegnern sowohl durch die Nähe seiner Kraftquellen als auch dadurch überlegen, daß es als ostasiatische Macht den Drang der einheimischen Bevölkerung und der sehr zahlreichen chinesischen

Einwanderer nach Wiedererlangung der politischen Selbstbestimmung seinen Wünschen dienstbar machen kann (Haushofer, 4). Der Druck, den das Reich des Mikado auf den niederländischen Kolonialbesitz ausübt, wird aus dem Volke heraus einerseits dadurch genährt, daß Japan für seine überschüssige Volkskraft und wirtschaftliche Energie Betätigungsfelder sucht, andererseits dadurch, daß es bisher an Niederländisch-Indien einen gewaltigen Zucker- und Petroleumzoll zahlt. Hinsichtlich des einzuschlagenden Weges bestehen in Tokio zwei Strömungen. Baron Kenjiro Den, der frühere Gouverneur von Formosa, rät eine allmähliche wirtschaftliche Durchdringung Indonesiens an, während der Parlamentarier Tokutomi für rücksichtsloses und offenes Draufgehen ist.

Die Zeit höchster politischer Spannung lag für das Europäische Mittelmeer in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, für das Amerikanische in den beiden ersten des gegenwärtigen. Augenblicklich sind beide relativ entspannte Kraftfelder. Es hat sich ein Zustand verhältnismäßiger Stabilität der politischen Kräfte eingestellt. Dem Austral-asiatischen Mittelmeer steht die Zeit der Auslösung der während des Weltkrieges immer furchtbarer gewordenen Spannung noch bevor. Die Washingtoner Konferenz vom Jahre 1921 hat nur eine höchstens zehnjährige Atempause gebracht, und die Erdbebenkatastrophe von Anfang September 1923 hat Japans Macht kaum für längere Zeit geschwächt. Früher oder später werden sich die Gegensätze zwischen den drei einzigen Weltmächten der Gegenwart hier mit einer heute vielleicht noch unfaßbaren Entfaltung militärischer Stärke auswirken und dem Europäer eindringlich zeigen, daß sein Erdteil aufgehört hat, das Zentrum zu sein, um das allein das politische Leben der Welt sich dreht. Trotzdem wird das Europäische Mittelmeer mit dem Suezkanal auf die Dauer seine beiden Gefährten an weltpolitischer Bedeutung immer wieder überragen, denn es verbindet den Mittelpunkt der Landhalbkugel der Erde, der im Ärmelkanal liegt, mit drei Kontinenten.

LITERATUR (Auswahl).

1. ADAMS, BR.: AMERIKAS ÖKONOMISCHE VORMACHT. Wien und Leipzig 1908.
2. DIX, A.: POLITISCHE GEOGRAPHIE. Ein weltpolitisches Handbuch, 2 Bde., München und Berlin (1921 und 1922).
3. FISCHER, TH.: DIE SEEHÄFEN VON MAROKKO. „Meereskunde", 1908, I.
4. HAUSHOFER-MÄRZ: ZUR GEOPOLITIK DER SELBSTBESTIMMUNG IN SÜDOST-ASIEN UND ÜBERSEE. München und Leipzig 1923.
5. KJELLÉN, R.: DIE GROSSMÄCHTE UND DIE WELTKRISE. Leipzig u. Berlin, 1921.
6. LUTZ, O.: DER PANAMAKANAL ALS POLITISCHES UND WIRTSCHAFTLICHES WERKZEUG DER VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA. „Meereskunde", 1920, 3.

7. MAHAN, A. TH.: DIE WEISSE RASSE UND DIE SEEHERRSCHAFT. Wien u. Leipzig, 1909, insbesondere der letzte Abschnitt: die strategischen Züge des Golfs von Mexico und des Karibischen Meeres.
8. MARTELL, P.: DIE STRATEGISCHE BEDEUTUNG DES SUEZKANALS. „Weltverkehr und Weltwirtschaft", 1911/12, S. 77 ff.
9. MAULL, O.: DIE POLITISCHEN PROBLEME DES ÖSTLICHEN MITTELMEERES. Geogr. Zeitschr., 1917, S. 233 f., 247 ff.
10. MEYER, H.: NIEDERLÄNDISCH-INDIEN. Eine länderkundliche Skizze. Berlin, 1922.
11. MOHR, P.: POLITISCHE PROBLEME IM WESTLICHEN MITTELMEER. „Meereskunde", 1914, 12.
12. PHILIPPSON, A.: DAS MITTELMEERGEBIET. Berlin u. Leipzig, 1907.
13. RATZEL, FR.: POLITISCHE GEOGRAPHIE. München, 1903.
14. REINHARD, R.: WELTWIRTSCHAFTLICHE UND POLITISCHE ERDKUNDE. Breslau, 1923.
15. RÜHL, A.: DIE GRUNDLAGEN DES ITALIENISCHEN IMPERIALISMUS. „Meereskunde", 1918, 7.
16. SCHMITTHENNER, H.: DAS WELTKABELNETZ. Geogr. Zeitschr., 1915, S. 469 ff.
17. SUPAN, A.: DIE TERRITORIALE ENTWICKLUNG DER EUROPÄISCHEN KOLONIEN. Gotha, 1906.
18. WÜTSCHKE, J.: DER KAMPF UM DEN ERDBALL. München u. Berlin, 1922.

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNG

Die Berichterstattung erfolgt im ersten Heft als zusammenfassender Überblick über das gesamte Gebiet. Für die Folge wird sie in Form von Zusammenstellungen geopolitisch bedeutsamer Tatsachen gegeben.

E. OBST: BERICHTERSTATTUNG AUS DER ALTEN WELT

EUROPA ZU BEGINN DES JAHRES 1924

Für die Alte Welt bedeutet die Jahreswende die Fortdauer jener unglückseligen Krisis, die Europa auch nach dem Weltkriege nicht zur Ruhe kommen läßt. Immer schärfer offenbart sich, daß der unheilvolle Geist von Versailles zum Fluch Europas werden, Sieger wie Besiegte in den Strudel des Verderbens ziehen muß. Nur ein tatkräftiges europäisches Gemeinschaftsbewußtsein vermöchte die Not Alt-Europas zu lindern. Aber die Mehrzahl der Staatsmänner und mit ihnen die Mehrheit ihrer Völker lebt noch immer im Banne des alten extrem individualistischen Staatsgedankens, spürt nicht die brennende Notwendigkeit, eine Brücke zu schlagen zwischen Ich und Wir, zwischen National und International. Während die Welt widerhallt von Pan-Amerikanismus, Pan-Asiatismus, Pan-Afrikanismus, während sich allenthalben überstaatliche Großverbände anbahnen, beharrt Europa auf der kleinlichen, heterogenen Ichtums-Politik seines vielzelligen politischen Organismus.

Daß bei dieser Einstellung eine wahrhafte Gesundung der innigst aufeinander angewiesenen europäischen Staaten eine Unmöglichkeit bedeutet, hat gerade das abgelaufene Jahr mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Auch die geplante Mitarbeit der Vereinigten Staaten, von denen sich so viele die letzte Rettung versprechen, ändert nichts an der Gültigkeit des Wortes: „Hilf Dir selber, und es wird Dir geholfen werden". Das Wort hört zwar jeder, aber jeder Staat legt es nach seiner Weise aus, und nur kleine, einstweilen bedeutungslose Kreise von Einsichtigen begreifen den tiefen Sinn jener Forderung nach pan-europäischer Blickrichtung.

Frankreich, das sich auf mittelalterliche Annektionsmethoden verkrampft hat, versucht durch ein aufsehenerregendes Bündnis mit der Tschechoslowakei seine kontinentale Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland weiter auszugestalten. Poincaré begreift unter Pan-Europäismus die Hegemonie Frankreichs über den Kontinent und opferte dieser Idee in Gestalt von Anleihen an die Vasallen von 1919 bis 1923 den Riesenbetrag von 6,2 Milliarden Franken! Daß diese von napoleonischen Gesichtspunkten geleitete, in unser Zeitalter aber absolut nicht mehr hineinpassende Politik auch für Frankreich selbst zum Unheil ausschlägt, beweist u. a. das erschreckende Fallen des Franken. Aber wir fürchten, daß die französische Politik gar zu sehr in ihrem Gleis festgefahren ist, um sich überhaupt noch belehren zu lassen. Es gibt augenscheinlich in der Entwicklung aller Staaten Krisen, die nur durch eine Katastrophe gelöst werden können.

Rußland steht einstweilen abwartend beiseite und rechnet darauf, daß die soziale Weltrevolution seine Vorstellung von Pan-Europäismus verwirklichen wird. Inzwischen ist es mit der ökonomischen Organisation seines eigenen riesenhaften Staatsgebietes vollauf beschäftigt und ringt sich gleichzeitig langsam von der Diktatur der kommunistischen Partei zur Demokratie der schaffenden Stände durch. — Um seine wirtschaftliche Zukunft braucht Rußland nicht sonderlich besorgt zu sein, denn es verfügt in seinem Lebensraum über gewaltige wirtschaftliche Hilfsquellen und wird anscheinend von hervorragenden Diplomaten geleitet: demselben Rußland, das im Kampfe gegen das privatkapitalistische Wirtschaftssystem nie erlahmen wird, laufen die Kapitalisten aller Herren Länder nach, und an den Pforten der Konzessionsabteilung in Berlin steht man Schlange! Es liegt im Wesen des Kapitalismus begründet, wennschon es als Tragikomödie

wirkt, daß der um Augenblicksgeschäfte willen gezwungen ist, den Handelsverkehr selbst mit seinem Todfeind zu suchen und dadurch dessen Waffen zu schärfen. — Im Einzelnen sind auch in Rußland die wirtschaftlichen Probleme noch keineswegs gelöst. Von entscheidender Wichtigkeit ist die Agrarfrage. Zwar die Getreideproduktion wächst und der Fortschritt in der Vergrößerung der Saatfläche ist geradezu erstaunlich (Zunahme von 1922 auf 1923 16,3 %, nämlich 8,41 Millionen Deßjatin = 92 000 qkm), aber die Bauern erhalten ihr Korn notgedrungen so schlecht bezahlt, daß sie mit dem Erlös wenig anfangen können und der an sich schwachen russischen Industrie auf dem inneren Markt vielfach die Abnehmer fehlen. Im Vergleich zur Vorkriegszeit (= 1) waren 1923 die Preise für Getreide 0,46, für sonstige pflanzliche Nahrungsmittel 0,58, für tierische Nahrungsmittel 0,58; dagegen für Brennstoffe 1,51, für Eisen und Stahl 1,79, für Wollerzeugnisse 2,88 und für Baumwollerzeugnisse gar 2,98! Wie das anders werden soll, vermag mit Sicherheit niemand zu sagen. Ganz abwegig erscheint uns aber, aus diesen Schwierigkeiten einen baldigen Sturz der Sowjets zu schließen. Die Gesten der zaristischen Emigranten haben wirklich keine realpolitische Bedeutung, so viel ehrliche Begeisterung dahinterstecken mag. Der russische Bauer wird, obwohl selbst keineswegs Kommunist, die Sowjetregierung immer stützen, weil er weiß, daß jede grundlegende Regimeänderung sein Recht auf den russischen Boden bedroht.

G r o ß b r i t a n n i e n fühlt die europäische Krisis trotz Insellage und Kolonialreich in ihrer ganzen Schwere. Die immer noch gigantische Zahl der Arbeitslosen — im Dezember 1923 1 100 000 Mann — spricht eine deutliche Sprache. Die Empire-Idee, die Konzentration aller Kräfte auf die Ausgestaltung des Kolonialreiches zu einem einheitlichen, machtvollen Wirtschaftsorganismus erweist sich in der Durchführung als außerordentlich schwierig, weil die großen Dominions sich zwar kulturell voll und ganz zur britischen Kulturgemeinschaft bekennen, wirtschaftlich aber nach den nüchternen Gesetzen der Ökonomie ihre eigenen Wege gehen wollen. Die Funktion als Pförtner Europas auf der andern Seite ist ein undankbares Amt, solange auf dem Kontinent Haß, Neid und Ichsucht die Politik bestimmen und die Machtüberlegenheit Frankreichs nicht aus dem Wege geräumt ist. Instinktiv fühlt man in England, daß es so nicht weitergehen kann. Die Wahlen vom 6. Dezember 1923, die nun ganz neue Perspektiven eröffnen, werden deshalb vielfach als friedliche Revolution geradezu begrüßt. Mögen sie dem englischen Kapitalisten einen argen Schreck bereitet und ihn zu schleunigster Kapitalflucht bewogen haben, für die breite Masse des englischen Volkes stellen sie die einzige Hoffnung auf eine bessere Zukunft dar. In der Tat können die englischen Dezember-Wahlen, falls die Labour Party sich zu behaupten vermag, gar leicht weltpolitische Bedeutung erlangen. Zwischen England und Rußland werden in jedem Falle die Fäden enger gesponnen, und in der gesamteuropäischen Politik treffen sich beide sozialistischen Regierungen in der Forderung der Labour Party nach einer Commercial Federation of Europe.

Frankreich, England und Rußland sind die Hauptakteure in dem europäischen Drama der Gegenwart; alle anderen Staaten müssen sich mit Statistenrollen zufrieden geben. Ganz besonders unglücklich ist D e u t s c h l a n d daran. Das Land zwischen Germanen, Romanen und Slawen, das Land, in dem Katholizismus und Protestantismus aufeinanderprallten, das Land, das nach Boden, Klima, Mensch und Wirtschaft den Übergang von der atlantisch-ozeanischen zur binnenländischen Welt darstellt, es trägt auch jetzt wieder, und jetzt mehr denn je, an dem Schicksal seiner Mittellage. Durch den Weltkrieg auf das äußerste ausgemergelt, durch die Vergewaltigung von Versailles an Händen und Füßen gefesselt und dem schändlichen Ruhreinfall der Franzosen preisgegeben, im Innern zerspalten in Klassen und Parteien, die einander nicht mehr begreifen und aneinander vorbeireden, bringt Deutschland nicht die Kraft auf, seine Mittellage zu nutzen und eine aktive Außenpolitik zu treiben. Geduldig und willenlos läßt das deutsche Volk jenes Trommelfeuer über sich ergehen, das von allen Seiten niederprasselt: Frankreich hämmert auf Deutschland ein und führt ihm die stolze Pracht und Macht des militaristisch-kapitalistischen Systems vor Augen; Rußland preist mit lebhafter

Gebärdensprache die Rettung durch den Kommunismus; das selbstsichere, politisch reife England spricht nüchtern: gemäßigter Sozialismus im Innern und dazu als außenpolitisches Korrelat die „Vereinigten Staaten von Europa" mit England—Deutschland—Rußland als Keimzelle. — Wohin sich wenden? Keine klare Antwort weder von der Regierung noch vom Volk. Nur eines steht auch für jeden politisch denkenden Deutschen fest: lange dauern diese turbulenten Wirrnisse nicht mehr. Die große europäische Katastrophe, die wir einstens schon hinter uns wähnten, sie rückt jetzt eigentlich erst heran. Niemand kann das Tempo beurteilen, in dem die Dinge weiter sich entwickeln werden, aber eben deshalb fühlt jeder das grauenhaft Ungewisse der Zukunft doppelt schwer. Eine Stimmung, wie sie ähnlich vielleicht beim Untergang der Antike bestanden haben mag. — Für Deutschland bedeuten die nächsten Monate und Jahre eine Atempause vor der letzten Entscheidung. Entweder wir verbinden uns mit Frankreich und erstreben als gleichberechtigter Partner dieses Kontinentalblocks die militaristisch-kapitalistische Beherrschung ganz Europas. Oder wir schließen uns Rußland und England an und arbeiten als Dritter im Bunde mit ganzer Hingabe an dem Aufbau eines neuen, in vielen wesentlichen Punkten sicherlich sozialistischen Europa. Wir müssen restlos Farbe bekennen, wollen wir nicht auch fürderhin bloßes Objekt der Weltpolitik bleiben. Welche Einstellung ist deutschem Wesen wahrhaft gemäß?

K. HAUSHOFER: BERICHTERSTATTUNG AUS DER INDO-PAZIFISCHEN WELT

DER INDO-PAZIFISCHE LEBENSRAUM AN DER JAHRESWENDE ZU 1924.

Der Indopazifische Lebensraum hat die Jahreswende — die namentlich im Volksleben und Wirtschaftsbetrieb seines ostasiatischen Anteils eine große Rolle spielt und dort, weil Übernehmen von Schulden ins neue Jahr unstatthaft ist, alle Bilanzen ordnet — mit wenigen Ausnahmen unter dem Druck schwerer und wirrer Ereignisse des eben abgelaufenen Jahres verbracht. Das japanische Erdbeben vom 1. September, die chinesisch-mandschurischen Ostbahn-Wirren, das Abdriften der Mongolei zu den Sowjets, die gescheiterte russisch-ostasiatische Verständigung (in China wie in Japan), Land- und Eisenbahn-Räuberei im nördlichen China (Eisenbahnüberfall von Lincheng), Seeraub im südlichen China (Plünderung des britischen Dampfers Hydrangea, 27. 12.), Auflösung der Ordnung, zumeist durch die Militär-Gouverneure (Tutschun), im ganzen chinesischen „Volksstaat der blühenden Mitte" sind nur die augenfälligsten Beispiele. Im indischen Lebensraum schwelte die Vorahnung unheimlicher innerer Entwickelungen, mit Gandhi, dem Propheten der Unabhängigkeits-Bewegung im Gefängnis von Puna, politischen Streik- und Boykott-Erscheinungen, die doch von seinem Anhängerkreis ausstrahlen, und ein afghanischer Grenzkrieg gegen Mohammedaner steht vor der Türe, wobei die englischen Truppen die furchtbar enttäuschten Anhänger der Kalifatsbewegung im Rücken haben würden.

Günstiges wird nur aus den Malaienstaaten berichtet, die seit dem 1. Oktober durch die unmittelbare Bahnverbindung Singapur—Bankogk um ein wichtiges Glied des Weltverkehrs bereichert sind, das wenigstens einen Teilersatz für den immer noch zurückgestellten Isthmusdurchstich von Kra bildet (der die Küstenfahrt Europa—Ostasien um vier Tage kürzen würde). Ein weiterer Grund zur Befriedigung ist das Wiederanziehen der Preise für ihre Monokultur-Stapelgüter Gummi und Zinn. Auch in Niederländisch-Indien täuscht wirtschaftliches Gedeihen infolge von Wiederanziehen der Konjunktur nach einer großen Flaute über ungelöste, geopolitisch bedingte Dauerfragen des Verhältnisses zwischen Malaien und einwandernden Ostasiaten, namentlich beim Druck des chinesischen Kapitals, und die wieder auf die lange Bank

geschobene Wehrrüstung des reichen, fast wehrlosen reinen Kolonial-Gebiets hinweg.

Aber auch in dieses Glück fällt der Schatten zukünftiger Entwicklungen, wie auch bei den wirtschaftlich blühenden Philippinen in Gestalt des geplanten Ausbaues von Singapur zum britischen Flottenstützpunkt. Sein Kern wird die Welthandels-Stadt an der Schlüsselstelle des Seewegs zwischen den zwei ältesten Räumen vorindustrieller Menschheits-Verdichtung der Erde, der indischen und der ostasiatischen sein. In dieser Stadt wimmelt ein unberechenbarer, aus beiden zusammengeströmter Menschenhaufe in Halbmillionen-Zahl durcheinander (zwei Drittel Chinesen, ein Sechstel Malaien, ein Sechstel Weiße, Inder, Japaner und gemischter Herkunft). Dies alles wurde bisher zusammengehalten durch eine Handvoll Weißer mit einem Aufgebot von Sikh-Polizisten, und das unbestreitbare Talent der Chinesen zur Selbstverwaltung mit möglichst wenig Staat: der Geist des Ortes war bisher auf Handel und Wirtschaft ausschließlich gestellt, nicht auf Wehr und Macht.

Es muß sich erst erweisen, wie ihm die Umstellung zum wehrpolitischen Organ bekommen wird. Der Entschluß Singapur, an Stelle von Hongkong, das durch die Vereinbarungen von Washington als Zukunftsfeste entwertet scheint, zum Hauptwaffenplatz von „Oceana" zu machen, indem man 20 Millionen £ der englischen Steuerzahler auf die Verbesserung seiner natürlichen Lagengunst verwendet, war alarmierend genug für den farbigen Osten, vermochte aber andererseits doch nicht die Sorgen Australiens und Neuseelands um die Erhaltung ihrer weiten untersiedelten Räume für ihre weißen Bewohner (im Sinne des white Australia-Gedankens) zu beschwichtigen. Es wird gegen Japan gebaut, behaupten die einen; es entsteht aus Furcht vor Indien, raunen sich die andern zu — und vielleicht die am meisten Wissenden. So große Mittel wären besser in unserm Port Moresby (S. O. Neu-Guinea) oder direkt in Sidney oder Port Jervis investiert worden, grollt man in Australien, wo — ähnlich wie in Neuseeland — der Kampf zwischen Stadt und Land, zwischen dichter und dünner Siedelung, eine große Rolle spielt und die instinktive Abneigung gegen das übervölkerte und rassenfremde Singapur verschärft.

Blicken wir zurück, so sind neben der deutlich fortgesetzten Bewegung auf Wiedererlangen der Selbstbestimmung und Autarkie (Indien, Philippinen, Mandschurei, Mongolei, Tibet, einzelne Provinzen von China), auf Losmachung von der aufgezwungenen und aufgedrängten Einfuhr, Eisenbahn- und Schiffahrts-Durchdringung (China, Sundareich, Ablehnung großer auswärtiger Anleihe-Angebote durch Japan nach dem Erdbeben) die geopolitisch wichtigsten Ereignisse: Das als Sporn zur Konzentration auf sich selbst wirkende japanische Erdbeben, die Fortsetzung der chinesischen Länder-Dezentralisation, als Rückschlag gegen die fremdem Druck dienende Zentralregierung, die Notwendigkeit der Befestigung von Singapur für eine nicht ferne Zukunft, schließlich die Tatsache, daß sich die seit dem Weltkriegende an der indischen Nordwest-Grenze zeigende zunehmende Auflehnung um den afghanischen Herd zur Unerträglichkeit und zur vollen Grenzkriegs-Gefahr auswuchs.

Freilich drückt die Desorganisation des chinesischen Riesenreiches nicht auf alle seine Einzelglieder gleichmäßig: das wäre geradezu eine politische Anomalie bei einer Bevölkerung von mindestens 428 Millionen auf einem Raume von 4¼ Millionen Geviertmeilen, einer Volkszahl, die jene des englischen Weltreichs um etwa 10 Millionen, des Vereinigten Königreichs aber um das Zehnfache übertrifft. Blickt man in das Chinesische Staatshandbuch oder das China Year Book für 1923, so könnte man überhaupt glauben, daß alles in bester Ordnung stünde. In einem musterhaften Zustand befindet sich anscheinend die große kohlenreiche Provinz Schensi im Norden, wo das zur Zucht zurückgeführte Provinzial-Heer Straßen baut; in leidlicher Blüte steht die fast selbständige Mandschurei unter Chang Tso Lin, dem nur der Versuch schlecht bekommen ist, über seine Grenzen hinaus die Zentralregierung zu überwältigen, der aber nun wieder innerhalb derselben über ein Heer von etwa 100 000 Mann verfügt. Ein Chaos von Unordnung dagegen verbreitet Jung-China unter Sun Yat Sen in Canton um sich — neuerdings mit dem Verlangen nach Anteil an der chinesischen Seezollverwaltung unliebsam fühlbar geworden; an der Lebensader des Yangtse herrscht unruhiges Auf

und Nieder, und ganz ihre eigenen Wege geht auch die große Binnen-Provinz Setschwan, der chinesische Wild-West, worüber Sir A. Hosie 1923 ein ausgezeichnetes Standwerk veröffentlicht hat.

Solche unruhige Stimmungen herrschen, obwohl die Hungersnot als Folge der Dürren für überwunden gelten kann, die 1920 über 19 Millionen völlig ohne Nahrungsmittel ließ und auf fremde, zumeist amerikanische Hilfe verwiesen hatte, obwohl Reis- und Tee-Ernte über dem Durchschnitt gut waren, und die Aufnahmefähigkeit von Zentral- und Nord-Asien, wie Rußland für den fast vom Weltmarkt verdrängten chinesischen Tee wieder im Steigen ist; dort, wo die Ordnung sich löst, wo mit der wankenden Staatsautorität auch der solang erfolgreich geführte Kampf gegen das Völkergift Opium nachläßt, dort bringt die wieder auflebende Mohn-Kultur wenigstens vorübergehend das Geld zum Landmann, das ihm der Generalgouverneur (Tutschun) dann wieder für die Provinzial-Armee abpreßt — die Geißel, und doch wieder die Notwendigkeit des ohne sie ganz zerfallenden Reiches. Aber etwas bleibt doch in den Händen des noch zu 80—90 % bodenhaftenden, zähen Arbeits- und Sparer-Volks hängen, das trotz aller Erpressungen und Wirren — wie seine besten Kenner behaupten — überall Silber und Sachwerte thesauriert, während der Einfuhrhandel über flaue Zeiten klagt und die königlichen Kaufleute der Vertragshäfen arg im Bankkredit hängen. Am besten gesehen von allen zusammenfassenden Berichten, die mir unter die Augen kommen, scheint mir der des geopolitisch schon oft ausgezeichnet urteilenden Beobachters E. v. Salzmann (Köln. Zeitg. v. 6. 1. 24).

Rückerwerbung ihres Bodens durch die bodenwüchsigen Mächte: China, Indien, Japan, langsame, zähe Wiedervereinigung der Bodenfremden; unter dem Zeichen dahin zielenden Strebens steht auch 1924 der mittlere und ferne Osten der alten Welt.

Das Japanische Reich ist kurz vor der Jahreswende (27. 12. 23) durch ein sinnloses, zum Glück vergebliches Attentat des kommunistisch angehauchten Waseda-Studenten Daisuki Namba eines ungewöhnlich starken Wiederaufbauministeriums beraubt worden, darin Graf Yamamoto, Baron Goto und Den das Land mit kluger Hand über die schlimmsten Folgen des Erdbebens hinweg und zur Besinnung auf sich selbst geführt hatten. Das kann ihm leicht mehr als das Erdbeben schaden. Nach strenger altjapanischer Sitte nahmen die führenden Männer auch die Verantwortung für dieses, unter ihrer Verwaltung eingetretene Ereignis auf sich und traten von ihren Ämtern zurück, — vielleicht auch damit einem latenten Konflikt vorbeugend, der zwischen dem für allgemeines Männer-Wahlrecht und weitgehende Reformen, gegen die Korruption der stärksten (Seyukai) Partei eintretenden Goto, und dem mehr konservativen, eher das flache Land gegen die Großstädte begünstigenden Satsuma-Admiral und Ministerpräsidenten in der Luft lag.

Und wie sich leicht im fernen Osten Männer, die für Programme stehen, und große geopolitische Leitlinien aufeinander decken, wird damit auch die russisch-japanische Verständigungsmöglichkeit in weite Ferne gerückt, die Gefahr des Verhandelns mit den Sowjets am Schicksal eines ihrer gewiegtesten und best-gesattelten für alle ostasiatischen Staatsmänner offenbar, — so gern sie den Zweck erreichen möchten — und ein Fehlschlag Charachans in Peking wahrscheinlicher.

Zu doppelter Vorsicht ist in solcher Lage der zwischen den drei Mächten schwebende tatsächliche Herr der Mandschurei, des reichen Übergangslandes, Chang Tso Lin genötigt, und die zwölf französischen Flugzeuge, die um die Jahreswende dort Eingang fanden, werden wohl nicht nur als westliche Kuriosität eingeführt worden sein.

Das gerade die weiten nordostasiatischen Räume große Zukunftsmöglichkeiten für den Flugverkehr bieten, vor allem auch wegen ihrer regelmäßigen Luftströmungen, läßt die augenblickliche Verkehrsrückständigkeit dort nicht ganz verständlich erscheinen. Der neue amerikanische Weltüberflug (mit fünf Flugzeugen) wird den ganzen indo-pazifischen Raum von Alaska über Japan—China—Indien bis Persien durchziehen, und vielleicht der ganzen Luftverkehrsfrage dort neuen Anstoß geben. Freilich folgt auch er mehr dem Rand mit den dichten Siedelungen und den leicht anzulegenden Depotplätzen, als daß er binnenwärts erschließt, wie das die deutschen Aufnahme-Methoden in Brasilien tun.

Wie bei dieser einen großen Luftschau, wird auch sonst der indo-pazifische Raum zunächst mehr im Zeichen eines vorsichtigen, mit kluger Vorbereitung in kleinen Teilerfolgen sich wieder aufbauenden Verkehrs und Handels stehen. Denn er hat manche Schläge und Enttäuschungen der letzten Jahre zu überwinden, die zum Teil daher kamen, daß man große Auseinandersetzungen, die sich erst vorbereiten, schon in greifbarer Nähe zu sehen wähnte. Man wird sich darüber klar sein müssen, daß sich auf Druck von außen her der mittlere und ferne Osten eher wieder auf sich selbst zurückzieht und besinnt. So werden Organe, die sich fremdem Druck allzu bereit hingegeben hatten, still durch andere ersetzt; was die Fremde schlecht, zu teuer, oder zu aufdringlich liefern will, in unwillkommenen Massen, das versucht man autarkisch zu gewinnen, oder doch zu ersetzen. Dieser Zug geht durch die Geopolitik des indopazifischen Raums als eine Auswirkung seines tiefsten Charakters, und es ist mit Sicherheit vorauszusagen, daß er sich weiter steigern, nicht abschwächen wird. Wer mit ihm zu tun hat, richte sich darauf ein; Katastrophenscheu und vorbeugende Behandlung gefährlicher Stellen werden auch 1924 leitende Züge der indopazifischen Geopolitik bleiben. Es liegt in ihrem Wesen, noch Kompromisse zu finden, wo anderswo Weltkriege entstehen, aber es grollt in der Tiefe.

F. TERMER: BERICHTERSTATTUNG AUS DER ATLANTISCHEN WELT

Das Schwergewicht aller geopolitischen Erscheinungen im Atlantischen Kreise ruht in den Vereinigten Staaten von Amerika, in den beiden großräumigen Oststaaten Südamerikas, Argentinien und Brasilien, und in Südafrika. Von ihnen stehen die amerikanischen Gebiete in wechselseitigen Beziehungen vielerlei Art, während dagegen Afrika und insbesondere Südafrika eine Sonderstellung einnimmt oder zumindest mehr zum Indischen Kreise hinüber neigt, als daß es sich seinen atlantischen Nachbarn annäherte. Nicht so deutlich lassen sich heute im einzelnen geopolitische Beziehungen zwischen Afrika und Amerika nachweisen, wie sie etwa zwischen den beiden Teilen des Doppelkontinentes untereinander bestehen oder zwischen jedem von beiden und Europa. Der Grund hierfür ist in den geschichtlichen Vorgängen der vergangenen Jahrhunderte und in der verschiedenen Natur der beiden Kontinente, wie sie sich in ihrer physischen Gestaltung ausprägt, zu finden. Die zeitlich frühere Kolonisierung, die leichtere Erschließung und die Lage großer Länderräume in klimatisch vorteilhaften Zonen gaben zu einer intensiveren Einwanderung weißer Bevölkerungselemente nach Amerika Anlaß und riefen eine schnellere Entwicklung hervor, als bei em schwer zugänglichen und auch in den andern genannten Faktoren benachteiligten Afrika der Fall war, das einen solchen Vorsprung nicht einholen konnte. Seine heute wichtigsten geopolitischen Probleme beruhen auf seiner Bevölkerung, seiner Verkehrsentwicklung und seinen wirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeiten. Es bedarf da nur eines Hinweises auf eines der wichtigsten Probleme der angedeuteten Art, die Schlafkrankheit und die Tsetsekrankheit. Von ihrer Bewältigung hängt ab, ob in absehbarer Zeit weite Gebiete der südlichen Hälfte Afrikas kulturell und damit auch wirtschaftlich gehoben werden können. Von diesen beiden Geißeln wird die Bevölkerungsdichte in Mitleidenschaft gezogen, sie beeinflussen Verkehr, Landbau, das Aufziehen der Kinder (mangelnde Ernährung mit tierischer Milch, dafür verlängerte Stillperiode der Frauen mit gleichzeitig einhergehendem Rückgang der Geburten), beide Krankheiten sind Faktoren, die Afrikas Aufstieg gehemmt haben. Aber welche Aussichten eröffnen sich heute, wo es deutscher Wissenschaft gelungen ist, in dem neuen Präparat „Bayer 205“ ein allem Anschein nach wirksames Mittel gegen die beiden verheerenden Seuchen gefunden zu haben.

Derartig retardierende Einflüsse hat Amerika nicht kennen gelernt. Es wäre nur der Untersuchung wert, zu erkunden, ob nicht in ähnlicher

Weise früher verheerende Krankheiten europäischer Herkunft unter den Landeseingeborenen wirksam gewesen sind und mit die Schuld an dem Niedergang der indianischen Bevölkerung tragen. Heute hat man den Schaden erkannt, den das Fehlen einer landangepaßten Bewohnerschaft für die wirtschaftliche Entwicklung von Ländern hervorruft, die ein europäerfeindliches Klima besitzen. Infolgedessen erheischen alle Bestrebungen Interesse, die auf eine kulturelle Hebung des indianischen Elementes gerichtet sind. So gründet man in Mexiko Unterrichtsanstalten für Indianer, sorgt auch besonders für Verbesserung ihrer Lebensweise durch hygienische Maßnahmen. Ob dieses begrüßenswerte Werk fortschreiten wird, ist durch die neue Revolution in diesem Lande fraglich geworden, in der die Fortschrittspartei mit ihrem Reformprogramm sich der ihren Bestrebungen opponierenden Partei der Großgrundbesitzer gegenübersieht. Diese will und kann bei ihren Ansichten über die Gesellschaftsverfassung nicht den Indio heben. — In Peru ist Gleiches zu bemerken. Dort hat sich unter dem Präsidium des Bischofs von Lima eine Gesellschaft zum Schutze der Indianer zusammengeschlossen, die sie intellektuell heben und sozial bessern will. In Staaten mit häufigen Umwälzungen und ständiger Parteibefehdung wird der Wert des gesteckten Zieles einigermaßen zweifelhaft, zumal wenn bereits davon die Rede ist, in den Departamentos von Cuzco und Puno die Indios mit diesem Programm in den Bürgerkrieg hineinzuziehen. — Argentinien, das eine Sociedad por Indios in Buenos Aires besitzt, sucht die Eingeborenen als Arbeitskräfte sich heranzuziehen. Man hofft dadurch die noch teilweise umherstreifenden Stämme an Seßhaftigkeit zu gewöhnen. In den Territorien Chaco und Formosa sind auf Anlaß der Regierung 7 Schulen für Indianerkinder errichtet worden; dieselben erlernen ein Handwerk oder werden mit der Landwirtschaft vertraut gemacht. Nur eine mit großer Behutsamkeit in dieser Art durchgeführte künstliche Anpassung oder Einzwängung in die für sie gänzlich ungeeignete europäische Kultur hat einigermaßen Aussicht auf Erfolg. Von indianischer Seite ist auf einem Eingeborenenkongreß in Chacay Huarruca für ein Zusammenarbeiten mit den Weißen gestimmt worden. — Wie wenig erfreulich mutet demgegenüber das Verhalten der Vereinigten Staaten in der Eingeborenenfrage an! Hier sucht man den schon auf das engste zusammengedrängten Puebloindianern noch den letzten Rest anbaufähigen Landes für amerikanische Farmer zu entreißen (Bursum Bill). In der Öffentlichkeit hat allerdings eine Kampagne dagegen begonnen, doch ist ihr Erfolg fraglich. —

Die Bemühungen der Union, wirtschaftlich in Südamerika immer festeren Fuß zu fassen, zeigen sich neuerdings in dem zunehmenden Ausbau der Verkehrsbeziehungen zu den südamerikanischen Staaten an der Westküste. In dem dortigen Verkehr steht jetzt die vereinsstaatliche Flagge an zweiter Stelle — an dritter erfreulicherweise schon wieder die deutsche, an erster die britische. Das Aufrücken der Nordamerikaner ist besonders interessant, wenn man berücksichtigt, daß 1913 nur 6 Schiffe in den chilenischen Häfen einklarierten, daß aber 1921 nicht weniger als 455 mit insgesamt 1 250 000 t dw dort einliefen. Hierin spricht sich am eindrucksvollsten die wichtige Stellung des Panama-Kanals als geopolitischer Faktor erster Ordnung aus. Dadurch werden heute ca. 60 % des gesamten Güteraustausches zwischen Nordamerika und Chile allein von amerikanischen Schiffen besorgt. Gleiche Verhältnisse deuten die Ein- und Ausfuhrzahlen in Peru an (1923 Einfuhr aus den U.S.A. 38 % der Gesamteinfuhr — Ausfuhr nach den U.S.A. 36,4 % der Gesamtausfuhr). Demgegenüber darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß sich auch die chilenische Schiffahrt zu regen beginnt. Beschränkte sie sich vor dem Kriege auf den Küstenverkehr, der ihr als Monopol vorbehalten blieb, so haben jetzt zwei einheimische Gesellschaften den Überseeverkehr sowohl durch die Magallanes-Straße nach den Häfen der südamerikanischen Ostküste, als auch durch den Panama-Kanal nach New-York aufgenommen. So zeigt sich auch hier die geopolitische Bedeutung dieser Wasserstraße für die südamerikanischen Weststaaten.

Als wechselseitig einander Gebende und Nehmende stehen sich die Union und die heute wirtschaftlich bedeutendsten Staaten Südamerikas gegenüber. Wenn es heißt, daß die Nordamerikaner

ihre Ausfuhr im Jahre 1923 um etwa 25 % gesteigert haben, wobei in erster Linie an Industrieerzeugnisse zu denken ist, so kommen dafür die Nichtindustrieländer des Doppelkontinentes in Betracht, also Kanada und Mexiko ebenso wie die übrigen lateinamerikanischen Republiken. Auch Afrika zeigt eine, wenn auch schwache Zunahme (Ausfuhr dorthin 1923 um ca. 5 Millionen Dollar höher als 1922). Auf der anderen Seite nehmen die Vereinigten Staaten gegenwärtig fast die Hälfte der brasilianischen Kaffeeausfuhr auf, was mit der Trockenlegung der Unionstaaten zusammenhängt. Sie hat zu einem verstärkten Kaffeegenuß geführt. — Die drohende Abhängigkeit sucht Brasilien abzuwenden dadurch, daß es sich um die Schaffung einer eigenen Industrie bemüht. Es ist ihm gelungen, vor allem während des Krieges sich eine eigene Textilindustrie zu schaffen, deren Ausbau der Staat immer weiter gefördert hat, so daß jetzt schon fast die gesamte Baumwollernte im Lande selbst verarbeitet wird. Hierbei ist geopolitisch wichtig wiederum die Tatsache, daß in den Betrieben des Bundesdistriktes, in Rio, Minas und den nördlichen Staaten die Arbeiterschaft aus der bodenständigen Bevölkerung zusammengesetzt ist, während in São Paolo und den Südstaaten mehr direkt eingewanderte Arbeiter oder unmittelbare Abkömmlinge von Einwanderern beschäftigt werden. Die Gegensätze des tropischen Nordens und gemäßigten Südens erklären diese Erscheinungen. Daran knüpft sich die geopolitisch wichtige Frage, ob sich durch eine auf Generationen verteilende allmähliche Akklimatisierung weißer Elemente in den brasilianischen Tropen eine dem Klima gewachsene Arbeiterbevölkerung herausbilden wird.

Nicht unähnlich liegen die Verhältnisse in der portugiesischen Kolonie Angola, in der weites anbaufähiges Land, aber nicht genügende Mengen von Ansiedlern vorhanden sind. Die dringenden wirtschaftlichen Fragen, die damit zusammenhängen, finden ihre Lösung nur auf Grund der Anpassungsfähigkeit fremder Einwanderer an das durchaus tropische Klima. Analog Brasilien wäre auch hier die beste Gelegenheit dazu geboten, wenn durch langsames Vordringen allmählich sich akklimatisierender Bewohner der südafrikanischen Subtropen das erforderliche Arbeiterelement sich eingewöhnt. Dieser Fall ist insofern nicht ausgeschlossen, als die südafrikanische Union ihr Augenmerk auf diese Kolonie richtet, die außer ihren tropischen Produkten neuerdings sich auch reich an Bodenschätzen erwiesen hat (Diamanten). Die immer mehr zunehmende Stärkung der afrikanischen Union wird in Zukunft noch mehr zunehmen, wenn die britischen Pläne nach Schaffung eines allen modernen Anforderungen gerecht werdenden Flottenstützpunktes am Kap verwirklicht werden. An ihnen nimmt die Union lebhaften Anteil, da sie nur dazu dienen können, den britischen Einfluß auf den südlichen Ozeanen zu vermehren. Hat dieser doch im vergangenen Jahre durch ein besonderes, leider nicht genügend beachtetes Ereignis wesentliche Förderung erfahren. England hat einfach über sehr ausgedehnte Flächen der Antarktika wie der benachbarten Meere seine Oberhoheit ausgesprochen und sich damit sehr reiche Fanggründe gesichert.

NOTIZEN

Britisch-Honduras:

Fläche und Bevölkerung (24. April 1921):

Distrikte	qkm	Einw.	Dichte
Belize	4 075	17 398	3,3
Cayo	4 695	5 464	1,2
Corozal	1 360	6 756	5
Orange Walk . . .	3 930	5 607	1,4
Stann Creek	2 340	4 850	2,1
Toledo	5 135	5 242	1
	21 535	45 317	2,1

Kanada: Zusammensetzung der Bevölkerung nach ihrem Ursprung (1922):

Britischen Ursprungs . .	4 869 090
Französischen „ . .	2 452 782
Anderen „ . .	1 466 611

Die Hauptmasse der britischen Abkömmlinge wohnt in Ontario, der französischen in Quebec.

Belgisch-Kongo:

Nach Schätzungen beläuft sich die Zahl der Bewohner gegenwärtig auf 13 Millionen Seelen, einschließlich der Bevölkerung des in sogenannte Mandatsverwaltung genommenen Ruanda-Urundi.

Madagaskar:

In dem für die Insel wichtigen Graphitexport ist ein erheblicher Rückgang eingetreten. Er war vornehmlich nach den Vereinigten Staaten gerichtet, denen aber anscheinend die Qualität des Produktes nicht mehr genügt.

Ausfuhr	1913	7 937 t	Ausfuhr	1919	5 000 t
	1916	26 000 „		1920	4 000 „
	1917	35 000 „		1921	6 000 „
	1918	16 000 „			

Afrika, Verkehrsverhältnisse:

Während die Engländer nach Übernahme der wichtigen Verbindungsbahn zwischen der ehemals deutschen Usambara- und der englischen Ugandalinie Voi-Taveta-Kahe daran gehen, ihr Eisenbahnnetz in Britisch Ostafrika auszubauen (neue Linie Nairobi-Nyeri), hat sich die französische Regierung aus Geldmangel veranlaßt gesehen, die für den französischen Kongo wichtige projektierte Strecke Brazzaville-Küste aufzugeben. Dafür will man aber sich angelegen sein lassen, in dem ehemals deutschen Kamerun eine neue bedeutsame Verbindung im Hinterlande durch Anlage einer Automobilstraße Yaunde-Yoko und evtl. bis an den Benue bei Garua zu schaffen.

EIN LITERATURBERICHT

folgt in den nächsten Heften an dieser Stelle. Es wird nacheinander wiederkehrend die Literatur über alle Arbeitsgebiete, wie sie aus der beigefügten Karte sich ergeben, von dem betreffenden Bearbeiter behandelt werden.

Verantwortlich sind: Dr. F. Hesse, Berlin W 15, Düsseldorfer Strasse 47/III / Prof. Dr. K. Haushofer, München, Arcisstrasse 30 / Prof. Dr. E. Obst, Hannover, Geibelstrasse 24 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Halensee, Johann Sigismundstrasse 2 / Saladruck Zieger & Steinkopf, Berlin SO 16, Köpenicker Str. 114



